Band 924 • DM 2,20

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Das Totenbuch

Band 924 • DM 2,20

Schweiz Fr.2.20 / Österreich S 18

Frankreich F 10.00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2.50 / Spanien P 275





Das Totenbuch

John Sinclair Nr. 924

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 19.03.1996

Titelbild von Joe und Vito de Vito

Sinclair Crew

Das Totenbuch

Vor der schmalen Treppe blieb ich stehen und fragte mich zum wiederholten Male, ob so der Tod roch.

Es war ein ungewöhnlicher Geruch, der mich umgab. Er hatte sich zudem in den engen Wänden des Flurs festgesetzt, als wollte er dort nie entweichen.

Ich war ebenfalls über zwei Treppen hochgestiegen, den schmalen Gang mit den engen Türen an den Seiten hindurchgegangen und mußte mich bereits im hinteren Anbau des Hauses befinden, wo noch eine schmale Treppe zu der Tür hochführte, die mein Ziel war. Dahinter befand sich das Dachgeschoß. Sicherlich keine Offenbarung bei diesem Wetter, wo die Sonne ziemlich grausam war und es sich erst am letzten Tag etwas abgekühlt hatte, weil auch Wolken den Himmel bedeckten.

Das Haus hatte all die Hitze gespeichert. Der Geruch war widerlich, eben dieser Todesgeruch. Nach alten Lumpen, verblichener Farbe, Moder und mehr stank es, wobei dieses mehr aus dem Haus selbst drang. Da befand sich ein China-Lokal, aber eines von der billigeren Sorte…

Wer in den Zimmern hauste, wollte ich erst gar nicht wissen, mir kam es einzig und allein auf den Dachboden an, und ich begann damit, die Stufen hochzusteigen. Zuvor hatte ich noch einen Blick über die Schulter geworfen, aber keinen Verfolger entdecken können.

Die einzelnen Stufen waren mit schmalen Filzstücken belegt. Im Laufe der Zeit hatte sich in ihnen der Dreck festgesetzt.

Staub klebte auch an den Wänden, und die Decke über mir war ebenfalls nicht verschont worden.

Wer hier lebte, braucht nicht großartig auf Sauberkeit zu achten.

Je näher ich der Tür kam, um so enger wurde der Gang für mich. Er war letztendlich nur mehr ein Schlauch, und die Luft war kaum zu atmen. Die Tür hatte kein Schloß, auch keine richtige Klinke, sondern nur mehr einen schlichten Metallgriff, der Rost angesetzt hatte und sich feucht anfühlte.

Ich sah auch einen Riegel, der allerdings befand sich außen und war nicht vorgeschoben.

Ich drückte die Tür vorsichtig auf. Der Filzboden auf den Stufen hatte meine Tritte stark gedämpft.

Nun bewegte sich die verdammte Tür knirschend in ihren Scharnieren, als wollte sie mich mit besonderen Lauten begrüßen.

Hinzu kam noch die Düsternis des Dachbodens. Er war relativ groß, das konnte ich sehen, aber die Proportionen der Fenster stimmten einfach nicht. Es waren nur mehr Luken, durch die schwaches Tageslicht sickerte.

Wie gesagt, Wolken verhinderten, daß die Sonne richtig durchkam. Dafür war es noch windstill geworden, und die Schwüle hatte zugenommen.

Die Düsternis gefiel mir nicht. Schatteninseln lauerten überall.

Ich war von der offenen Tür weggegangen und hatte sicherheitshalber den helleren Ausschnitt verlassen. Das hier oben war eine Welt für sich. Von den anderen Aktivitäten in diesem Haus war kaum etwas wahrzunehmen, weil es sehr verschachtelt war. Auf den Fensterscheiben lag eine Schmutzschicht.

Fremde Geräusche waren nicht zu hören. Die Stille wirkte belastend. Sie war nicht normal. In ihr hatte sich etwas versteckt.

Ich setzte die ersten Schritte und hörte, wie unter meinen Füßen etwas knirschte. Dreck und Staub bildeten hier einen Teppich. Über mir sah ich das kahle Gebälk und auch die zahlreichen Spinnweben in den Ecken. Dieser Dachboden sah aus, als wäre er seit Jahren nicht

mehr betreten oder benutzt worden. Das konnte, mußte aber nicht so sein.

Meine Augen gewöhnten sich nur langsam an das trübe Licht, deshalb holte ich meine kleine Leuchte hervor und schaltete sie ein.

Der Strahl wirkte wie ein Fremdkörper in dem Dämmerlicht. Ich bewegte ihn, und er durchdrang die graue, staubige Leere. Nichts ungewöhnliches war zu sehen: ein glatter Boden, die schmutzigen Wände und Fenster. Zumindest auf der linken Seite. Mein Licht hatte auch noch andere Bewohner erschreckt, nicht nur Käfer oder Spinnen, sondern auch Mäuse, die durch dunkle Ecken huschten und neue Verstecke suchten.

Ich fing an, mich zu ärgern und hoffte nicht, daß man mich grundlos in diesen verdammten Bau geschickt hatte. Das Licht suchte noch immer ein Ziel. Etwas mußte doch hier zu finden sein!

Und es war etwas da.

Ein Tisch - oder?

Ich schwenkte die Lampe wieder zurück, bis der Strahl den Tisch erneut erfaßt hatte. Dann ließ ich den Kegel langsam über die graue Platte wandern.

Dabei fiel mir auf, daß sie nicht leer war. Ein Buch lag darauf, und genau dort, wo es seinen Platz gefunden hatte, entdeckte ich einen Stuhl mit besonders niedriger Lehne.

Er war weiter zurückgeschoben, zwischen ihm und dem Tisch bestand ein gewisser Freiraum.

Weiter war ich nicht gegangen. Ich leuchtete gegen die Platte, denn dort lag etwas, was mich interessierte.

Es war ein Buch.

Der dunkle Einband fiel mir auch deshalb auf, weil etwas auf ihm lag. Kein Aschenbecher, nichts, was das Buch festhalten sollte, obwohl es als Halt diente.

Ich sah auf dem Buch eine bleiche Hand liegen. Die Hand eines Menschen!

***

Für einen Moment stockte mir der Atem. Mein Herz schlug schneller, und es kam zu einem kurzen Schweißausbruch. Es wollte mir nicht in den Sinn, daß die Hand künstlich war. Man kann sie täuschend echt nachbilden, aber das war eine echte Hand, vielleicht abgeschnitten worden und…

Es stimmte nicht.

Ich hatte die Taschenlampe gesenkt und unter den Tisch geleuchtet. Etwas kroch plötzlich über meinen Rücken wie ein Tier mit Eisbeinen, denn auf dem Boden lag ein Mensch, der sich nicht bewegte. Er hatte seinen Arm in die Höhe gereckt und es noch geschafft, die Hand über

die Tischkante hinweg auf den schwarzen Einband des Buchs zu legen, und all dies wirkte wie ein Happening des Grauens.

Vorsichtig ging ich weiter. Ein Feind lauerte nicht in der Nähe. Ich drehte die Lampe, strahlte in die Ecken, tötete damit die Schatten, aber es war niemand zu entdecken.

Dann hatte ich den Tisch umrundet und blieb an der anderen Seite stehen. Zwischen Stuhl und Tisch lag der Mann. Er trug einen grauen Kittel oder eine graue Kleidung. Den Arm hatte er tatsächlich in die Höhe gereckt, als wollte er das Buch vor einem Dieb beschützen.

Ich blieb weiterhin dicht neben ihm stehen und leuchtete ihn an. Erst jetzt sah ich das Blut.

Es war aus einer Wunde geflossen, die sich zwischen Hals und Brust befand. Dort hinein mußte jemand das Messer gestoßen haben, um den Mann umzubringen.

Jetzt fiel mich auch das Summen der Fliegen auf, die den Kopf des Mannes umkreisten. Ich scheuchte die fetten, grünlich schillernden Insekten weg, als ich mich kniete, um den Toten genauer zu untersuchten. Dabei leuchtete ich sein Gesicht an, dessen Haut so bleich war, trotz der auf ihr liegenden Staubschicht.

Das Blut war aus der Kehle gequollen und roch widerlich. Ich konzentrierte mich auf das Gesicht.

Es gehörte einem älteren Menschen. Hagere Wangen, graues, dünnes Haar, blasse Lippen, ein spitzes Kinn und leicht verdrehte Augen, die sich plötzlich bewegten.

Was?

Ja, sie hatten gezuckt, und plötzlich wußte ich, daß der Mann vor mir noch lebte. Er hatte diese verdammte Wunde überstanden, und er hatte mich auch bemerkt. Er bewegte seinen Arm, dessen Hand vom Buch abrutschte und schwer auf meine Schulter fiel, wo sich die Finger festkrallten, als wollte sich der Alte in die Höhe ziehen.

»Ist okay«, sagte ich. »Ich werde Sie zu einem Arzt bringen, dann kommen Sie wieder auf die Beine.«

»Bist du der Todesschatten?«

»Bitte?«

»Bist du der Todesschatten?« röchelte er. Jedes der Worte war nur schwer zu verstehen.

»Nein, das bin ich nicht. Ich will dir helfen.«

»Keiner - keiner - helfen…«

»Doch, aber…«

»Das Buch«, flüsterte er. »Das Buch…«

Ich wußte ja, daß damit etwas nicht stimmte und fragte ihn auch danach. »Was ist mit dem Buch?«

»Nimm - nimm es…«

Ich schaute auf den Tisch, wo die bleiche Hand noch immer auf dem

Buch lag. »Gut, ich werde es nehmen. Aber was geschieht, wenn ich es genommen habe?«

Er konnte noch nicht reden und keuchte wieder. Dabei erschien Blut auf seinen Lippen. Es schimmerte wie roter Lack. »Es ist wichtig, sehr wichtig.«

»Das glaube ich gern. Warum ist es so wichtig? Was steht in diesem Buch geschrieben?«

»Ich, ich - habe es gelesen. Es ist das Totenbuch. Der Todesschatten, der Begleiter und Helfer, der Sterbehelfer. Es darf nicht in andere Hände gelangen! Du mußt es an dich nehmen! Darum kann ich dich nur bitten. Es ist so wichtig, nicht nur für mich, auch für die anderen Menschen. Es ist fast ein Wunder, daß du mich überhaupt gefunden hast, Freund. Das hätte nicht jeder geschafft.«

Er schwieg wieder. Ich hatte mich auf das Gesicht konzentriert. Es zeigte einen Ausdruck, der mir nicht unbekannt war. Zwar war diese kalkige Blässe geblieben, zugleich aber war sie von einem Schatten überdeckt worden. Mehr zu ahnen als zu sehen, denn für mich war es bereits der Schatten des Todes. Daß dieser für mich namenlose Mensch überhaupt noch lebte, glich einem kleinen Wunder. Er hatte mir das noch mitgeteilt, wozu er in der Lage gewesen war, aber ich wollte noch etwas von ihm wissen und setzte eine letzte Frage nach.

»Was ist mit dem Schatten? Du hast von ihm gesprochen…«

»Ja.« Die Antwort war kaum zu verstehen, da sie in einem Röcheln unterging.

»Bitte…«

»Schatten ist wichtig.« Die Worte drangen jetzt stockend über seine Lippen. Die Haut um die Mundwinkel herum zuckte. »Sehr wichtig. Er ist ein Täuscher. Er lügt. Er begleitet die Menschen, die nicht mehr leben wollen. Im Totenbuch steht alles und…« Er schaffte die nächsten Worte nicht mehr, denn der Tod war schneller. Es kam mir vor, als hätte er mit einer unsichtbaren Würgehand zugepackt. Der Mann röchelte ein letztes Mal auf, dann sackte er zusammen, und wie zum Zeichen rutschte seine Hand vom Buch ab. Arm und Hand prallten zu Boden wie ein Stück Holz.

Plötzlich kam mir die Luft noch stickiger und träger vor. Ich vernahm das Summen der Fliegen überdeutlich, zugleich empfand ich die Stille als schlimm.

Diese Ruhe war mir nicht unbekannt. Dennoch wirkte sie fremd, war aber von einer gewissen Ehrfurcht durchzogen, die der Tod mitbrachte. Ich hatte bisher gekniet, stemmte mich wieder in die Höhe und schaute mir den Toten nicht mehr an. Statt dessen drehte ich den Kopf und kümmerte mich um das, was auf dem Tisch lag und so ungemein wertvoll für mich werden sollte.

Der Mann hatte von einem Totenbuch gesprochen. Ich sah das Buch

mit dem dunklen Einband, aber ich sah noch mehr. Es lag auf einer roten Decke, als hätte es eingepackt werden sollen, wobei derjenige, der es einpackte, gestört worden war.

Von wem?

Vom Schatten, vom Begleiter. Zwei normale Worte und trotzdem Begriffe, mit denen ich in diesem Zusammenhang nicht viel anfangen konnte, zumindest nicht, was diesen Toten hier anging.

Ich kannte seinen Namen nicht. Ich war einfach meinem Gefühl gefolgt, auch das nicht ohne Grund, denn ein geheimnisvoller Hinweis hatte mich zu diesem Haus geführt.

Wäre er nicht von meinem Freund Bill Conolly gekommen, hätte ich mir die Sache auch überlegt, so aber war ich losgetigert, während Bill zu Hause bleiben mußte. Er lag im Bett und fluchte sich die Stimme aus dem Hals, weil er unter einer Sommergrippe litt.

Ich hatte mich dann sofort auf den Weg gemacht und meinem Freund und Kollegen Suko eine Nachricht hinterlassen, wo ich zu finden war. Dieses Haus war ein Labyrinth. Wenn man es betrat, bekam man automatisch das Gefühl, in eine Falle zu gehen. Mich störte nicht der Geruch aus der Küche, es war vielmehr das Ende dieses hinteren Anbaus und auch die Umgebung des Speichers hier.

Das Buch lag noch immer vor mir. Zugeklappt, natürlich. Ich nahm es noch nicht hoch und strich mit der rechten Handfläche über den Einband hinweg.

Er fühlte sich hart und zugleich weich an, als wäre er mit dünnem Stoff bespannt worden. Meine Hand wanderte weiter, ich wollte es anheben, um es aufzuschlagen, aber etwas bannte mich plötzlich auf der Stelle.

Ich hielt den Atem an.

Es war plötzlich einiges anders geworden in meiner unmittelbaren Umgebung. Ein jeder kennt wohl das Gefühl, nicht mehr allein zu sein, und dieses Feeling erwischte auch mich.

Da war jemand.

Ich ließ das Buch liegen, trat einen Schritt zur Seite, blieb aber noch am Tisch stehen. Der Stuhl und der daneben liegende Tote befanden sich jetzt in meinem Rücken.

Wer kam? War schon jemand da? Das Knarren einer Tür hatte ich ebensowenig gehört wie Schritte.

Einbildung?

Der Schweiß hatte sich auf mein Gesicht gelegt. Durch die lukenartigen Fenster drangen blasse Lichtbahnen. Mondlicht? Unzählige Staubpartikel schimmerten darin.

Allein, nicht allein?

Ich drehte mich nach links und sah die Dachschräge. Dunkle, kantige Balken, oft durch Spinnweben miteinander verbunden. Und plötzlich

entdeckte ich die Bewegung.
Jemand war da.
Jemand warf einen Schatten!
Der Mann hatte recht gehabt. Es gab ihn, diesen Begleiter oder Schatten. Für mich war er ebenfalls sichtbar, wie er lautlos über die Schräge hinweghuschte und allmählich Konturen annahm.
Eine menschliche Gestalt, zweifellos. Kopf und Körper waren deutlich zu erkennen. Ebenso die Hand mit dem langen, spitzen Gegenstand, der aus der Faust hervorschaute.
Ein Messer, ein Schattenmesser. Wobei ich davon ausging, daß diese Klinge auch den Mann am Boden getötet hatte. Anders konnte es nicht gewesen sein, das stand fest.
Wie bekämpft man einen Schatten?
Ich grinste, als meine Hand unbewußt zur Beretta griff. Das war wohl nicht die richtige Lösung, denn auch geweihte Silberkugeln schafften es nicht, einen Schatten zu töten oder zu zerreißen. Da mußte ich mir schon etwas anderes einfallen lassen.
Ich wartete und schaute dem Schatten hinterher, der sich noch immer an der Wand bewegte. Er war einfach da, und es gab kein Pendant, das ihn hätte entstehen lassen können.
Noch wanderte er. Ein Ziel war nicht auszumachen, doch er wußte genau, wohin er wollte.
Wir standen uns plötzlich gegenüber. Ich schaute zu, wie er seinen rechten Arm anhob und diese Bewegung machte auch das Messer mit der langen und etwas nach oben gebogenen Klinge mit.
Ein Messer, das stimmte. Aber eines, das nur als Schatten zu sehen war. Kein Funkeln, keine scharfen Seiten. Es war einfach da, und ich konnte mir kaum vorstellen, daß diese Klinge in der Lage war, jemanden zu töten.
Aber der Tote zu meiner Linken war Beweis genug. Welches Grauen hatte er hier hervorgeholt? Für mich war es einfach schlimm, dies mit ansehen zu müssen, denn zu viele Gedanken rasten durch meinen Kopf. Mit der reinen Logik kam ich nicht weiter, aber ich dachte auch darüber nach, ob der Schatten zwei- oder dreidimensional war. Sollte letzteres zutreffen, würde es ihm auch gelingen, sich von dieser Schräge zu lösen, um auf mich zuzuhuschen.
Noch tat sich nichts.
Jeder wartete darauf, daß sich der andere bewegte. Die Stille belastete mich. Schweißperlen rannen über meinen Rücken. Meine Lippen waren trocken geworden. Ich befeuchtete sie mit Speichel, die Augen waren überanstrengt vom langen Starren. Die Geräuschkulisse im Innern des Hauses war längst zurückgeblieben, es gab nur ihn und mich.
Einer mußte den Anfang machen. Wir konnten uns hier nicht eine

kleine Ewigkeit gegenüberstehen, und ich war es schließlich, der den ersten Schritt wagte.

Ich bewegte meinen Arm, die Hand zielte auf das Buch. Für einen Moment dachte ich daran, das Kreuz hervorzuholen, ließ es aber bleiben und legte meine linke Hand auf den schwarzen Einband.

Es war genau die Tat, auf die der Schatten gelauert hatte. Urplötzlich löste er sich von seinem Fleck und huschte auf mich. Aber nicht nur er, auch das Messer…

***

Es war die berühmte Sekunde, die ich schneller sein mußte als diese Klinge.

Blitzartig warf ich mich zurück und riß das Buch mit. Es rutschte über den Tisch. Es gab nichts, was es noch aufhalten konnte, dann landete es am Boden.

Ich war zugleich in die Hocke gegangen, wollte das Ziel für die Klinge so klein wie möglich machen, riß den Tisch in die Höhe, und mir wurde die Sicht auf den Angreifer genommen.

Dann hörte ich den Aufprall.

Es erwischte die Tischplatte, und ich schleuderte das Möbelstück nach oben.

Es polterte und rutschte über den Boden. Für einen Moment sah ich den Schatten über die Kante hinweg tanzen. Da bewegte sich auch das Messer, aber anders diesmal.

Eine Klinge war entstanden. Hell und zugleich dunkel. Sie wirkte bösartig, als sie auf mich zielte, aber der andere warf das Messer nicht. Er zuckte zurück, und war in den nächsten beiden Sekunden aus meinem Sichtkreis verschwunden.

Ich kam wieder auf die Beine, und diesmal holte ich mein Kreuz hervor. Während es auf meiner Hand lag, schimmerte es silbrig. Zugleich spürte ich die leichte Erwärmung als Kribbeln auf meiner Haut.

Ich blieb auch nicht auf der Stelle stehen, sondern machte mich auf die Suche nach dem Schatten.

Er war weg.

Keine Bewegung mehr auf diesem Speicher. Weder auf dem Boden noch an den Wänden. Alles war wie eingefroren. Auch die Klinge blinkte nicht, der Schatten hatte sich zurückgezogen. Ich merkte es daran, daß mein Kreuz keine Wärme mehr abstrahlte.

Alles okay…

Das Buch lag auf dem Boden. Ich brauchte nur die Hand auszustrecken, um es zu erreichen. Zuvor schaute ich mich nach dem Schatten um. Wenn er da war, ließ er mich zumindest in Ruhe. Es gab keinen weiteren Angriff mehr.

Ich nahm das Buch an mich und legte das Kreuz darauf, um es zu schützen. Nichts passierte. Der Speicher blieb ruhig. Keine fremden Geräusche, meine eigenen ausgenommen.

Mit dem Beutestück näherte ich mich der Tür. Natürlich vorsichtig, immer damit rechnend, noch eine böse Überraschung zu erleben, aber die trat auch nicht ein.

Ich konnte aufatmen. Durch die schmale Tür drückte ich mich, sah die Stiege vor mir und wußte, welchen Weg ich zu gehen hatte. Diesmal ging ich schneller. Die Stiege blieb rasch hinter mir zurück. Noch immer öffnete sich keine der Türen an den Seiten des schmalen Gangs. Mir schien es, als würden sich diejenigen, die hier lebten, bewußt zurückhalten, das sollte mich nicht stören.

Einige Male schaute ich zurück.

Es gab keinen Schatten, der mich verfolgte und dabei lautlos an der Gangwand oder über den Boden hinwegglitt.

Ich war und blieb allein.

Wieder eine Treppe.

Der Geruch aus der China-Küche nahm an Intensität zu. Ich kehrte wieder zurück in die normale Welt. Im Vergleich dazu war es auf dem Speicher wie in einem Grab gewesen. An der Küche ging ich vorbei. Da die Türen offenstanden, konnte ich einen Blick hineinwerfen. Dampf, Hitze und Gerüche wehten mir entgegen. Ich wedelte mit den Händen, um das Zeug zur Seite zu drücken.

Dann erreichte ich den Ausgang. Der Weg führte in einen Hinterhof, der bei dieser Hitze in einem wahren Brutofen verwandelt worden war.

Es war keine schöne, keine klare Helligkeit. Hier über London lag eine Staubglocke, die einen Teil des Lichts filterte und den Himmel so aussehen ließ, als wäre er eingepackt worden.

Niemand bewegte sich in meiner Nähe. Ich konnte den Hof überqueren und durch die schmale Zufahrt gehen, in der es dunkler wurde. Automatisch suchte ich die Wände nach einem mich verfolgenden Schatten ab, ohne ihn allerdings entdecken zu können. Wahrscheinlich hatte dieses rätselhafte Gebilde aufgegeben.

Ich ging zu meinem Wagen. Das Buch hatte ich unter den linken Arm geklemmt. Obwohl ich von der Neugierde getrieben wurde, hatte ich noch keinen Blick hineingeworfen. Zuvor mußten andere Dinge in die Reihe gebracht werden.

Das wollte ich vom Wagen aus erledigen. Ich hatte den Rover parken können, er stand in einer Lücke zwischen zwei Bäumen, deren Laub das Sonnenlicht noch weiter filterte.

Im Innern war es stickig. Wegen des Lärms in der Umgebung mußte ich die Türen schließen, um telefonieren zu können. Ich meldete mich bei Sir James. In wenigen Worten hatte ich ihm die Lage

auseinandergesetzt. Er würde dafür sorgen, daß sich eine Mordkommission um den Toten kümmerte und die Spurensicherung ihrer Arbeit nachging.

»Und wo finde ich Sie, John?«

»Bei mir zu Hause.«

»Nicht im Büro?«

»Nein, Sir, der Weg ist mir zu weit. Ich befinde mich relativ nah an meiner Wohnung. Außerdem möchte ich mir das Totenbuch einmal genauer anschauen.«

»Das kann ich verstehen. Sie geben mir Bescheid?«

»Natürlich.«

Unser Gespräch war damit beendet, aber ich startete noch nicht, sondern wählte die Nummer meines grippekranken Freundes Bill Conolly. So krank war er nicht, daß er sich nicht rasch gemeldet hätte, denn das Telefon stand an seinem Bett.

»Ich bin es.«

Bill hustete, fluchte dann und schimpfte auch über seine innere Hitze. »Das ist das Fieber - oder?«

»Kann schon sein.«

»Sheila wird dich pflegen.«

»Macht sie auch, John«, sagte er mit heiserer Stimme. »Aber zu uns. Hast du Erfolg gehabt?«

»Kann man sagen, wenn du einen Toten als Erfolg ansiehst.«

»Bitte?«

»Ich habe das Buch gefunden, aber auch einen Schwerverletzten, der mir unter der Hand wegstarb.«

»Verdammt!« flüsterte Bill. »Wie sah der Mann aus?«

Ich beschrieb ihn.

»Das ist er«, stimmte mir Bill zu. »Verdammt noch mal, das ist Paul Sibelius!«

»Ach.« Jetzt war ich überrascht. »Du kennst ihn?«

»Sicher, deshalb habe ich dich zu ihm geschickt.«

»Aber du hast mir seinen Namen nicht genannt.«

»Er wollte es nicht. Er wollte im Hintergrund bleiben. Ich habe ihm nur gesagt, daß er dir voll und ganz vertrauen kann, aber da bist du wohl zu spät gekommen.«

»Kann man sagen«, murmelte ich. »Anscheinend ist er von einem Schatten getötet worden, und dieser Schatten hatte es auch auf mich abgesehen, aber ich konnte ihn vertreiben.«

»Bitte?«

»Später, Bill. Ich werde wohl zu dir kommen, wir müssen noch einmal über alles sprechen. Ich fahre jetzt nach Hause und schaue mir das Buch genauer an.«

»Also ich kenne es nicht.«

»Das hatte ich mir gedacht.«
Bill wurde von einem Hustenanfall durchgeschüttelt. »Über den Tip reden wir später, aber ich bin doch ziemlich geschockt, daß Sibelius tot ist.«
»Kanntest du ihn gut?«
»Nein.«
»Aber du wußtest, wo er lebte?«
»Mal hier, mal da«, sagte er. »Sibelius war nicht unbedingt seßhaft, wenn du verstehst.«
»Nicht ganz.«
»Das erkläre ich dir dann später. Sheila schaute bereits wie ein böser Rachegeist zur Tür hinein. Sie will mir meinen Saft, was immer das ist, bringen.«
»Nein, ich mache dir kalte Wickel!« hörte ich Sheila im Hintergrund sprechen. »Ein altes Hausrezept.«
Ich mußte grinsen. »Viel Spaß beim Wickeln«, sagte ich noch und legte auf.
Das war geschafft. Die Hitze im Auto staute sich, trotz der offenen Fenster.
Das Buch lag auf dem Beifahrersitz. Ich schaute es mir noch einmal an, dann startete ich.
Jetzt lockte meine Wohnung…

***

Dort angekommen, stellte ich mich kurz unter die Dusche. Es tat gut, sich den Schweiß und den Schmutz des alten Hauses vom Körper zu waschen. Ich dachte an das Buch, meine Neugierde war gestiegen. Nach dem Eintreten hatte ich es kurz aufgeklappt, aber so gut wie nichts gesehen. Nur der Titel war auf der ersten Innenseite noch einmal abgedruckt worden. Alles andere lag noch im dunkeln.
Trocken, umgezogen aber mit noch feuchten Haaren ging ich in die Küche, mischte Orangensaft mit Mineralwasser und nahm das Glas mit in den Wohnraum. Ich stellte es neben das Telefon, pflanzte mich in den Sessel und streckte die Beine aus.
Die Jalousien hatte ich vor die Scheiben fallen lassen. So wurde das grelle Licht gefiltert und das Zimmer in ein gewisses Dämmerlicht getaucht, wobei sich auf dem Boden die Muster aus Lichtstreifen und Schatten abmalten. Aber es war noch immer hell genug, um lesen zu können.
Die erste Seite, die zweite, auch die dritte schaute ich mir an und schüttelte den Kopf. Zu sehen bekam ich nichts, nur den Titel hatte ich noch mal gelesen. Erst auf der vierten Seite ging es los. Sie war mit der Hand beschrieben worden. Der Autor hatte einen Füller mit schwarzer Tinte benutzt, und jedes Wort wirkte wie ein unheimlicher

Schatten.

Ich begann mit dem Lesen und stellte sehr schnell fest, daß es sich hier um die Abhandlung über einen Tod handelte. Es wurde vom Jenseits geschrieben, von den dunklen Welten, von der Sehnsucht und von einem Begleiter, der die Sehnsucht erfüllen konnte. Als ich diesen Inhalt erreichte, da hatte ich bereits vier Seiten umgeblättert, ließ das Buch auf meine Oberschenkel sinken und dachte nach.

Begleiter, der Schatten, für mich war er ein- und dieselbe Person. Er war auch kein Mensch, obwohl er menschliche Umrisse zeigte. Er war für mich ein Etwas.

Ein Begleiter, das stand fest. Aber für wen?

Ich las weiter, und ich wunderte mich darüber, daß nicht mehr über den Tod geschrieben wurde, sondern über das Leben und dessen Sinn. Allerdings nicht im Positiven, denn der Inhalt der folgenden Seiten beschäftigte sich mit den negativen Seiten des Lebens. Menschen wollten nicht mehr in dieser Welt leben, weil sie mit ihr nicht mehr zurechtkamen. Sie waren verzweifelt, sie wußten keinen Ausweg mehr, und mir war klar, worauf es hinauslaufen würde, auf den Suizid, den Selbstmord.

Darüber las ich wenige Seiten später. Der Selbstmord wurde in den Himmel gehoben. Er war eben das absolute Ende und zugleich der Neubeginn. Und der Begleiter oder der Schatten gehörten zu den Personen, die für den Suizid stimmten, die einen Menschen, der sich dazu entschlossen hatte, in den Tod begleitete.

Obwohl ich dank meiner Einstellung mit diesen Thesen nicht zurechtkam, sie auch ablehnte, faszinierte es mich doch. Ich las mich praktisch fest und vergaß die Welt um mich herum.

Es gab eine Person, die es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Menschen, die sich für den Selbstmord entschieden hatten, in den Tod zu begleiten.

Wahnsinn!

Darüber mußte man erst mal nachdenken. Es war eine Sache, der ich nie zustimmen konnte. Nicht nur, daß man sie als ungesetzlich einstufen mußte, ich wußte auch nicht, wie dieser Begleiter oder Schatten den Weg ebnete. Und auch nicht, was der tote Paul Sibelius damit zu tun hatte, der sicherlich mehr über dieses Buch gewußt hatte.

Es war mitteldick. Die Seiten waren aber nicht alle beschrieben. Etwa in der Mitte endete der Text mit einem folgenschweren Satz, den ich halblaut vorlas.

»Wenn du ihn finden willst, dann kannst du ihn finden. Er wird aber auch dich finden, wenn du fest entschlossen bist, in den Tod zu gehen…«

Ich klappte das Buch noch nicht zu, sondern ließ die restlichen Seiten

durch die Finger gleiten. Dabei entstand ein Windzug, der auch mein Gesicht traf, so daß ich das Gefühl hatte, von einer kühlen Totenseele umweht zu werden.

Aber es stieg kein Schatten aus dem Buch. Ich klappte es schließlich zu, legte es auf den Tisch und schaute auf den Deckel, wobei ich darüber nachdachte, wie viele Geheimnisse ich durch das Lesen der Seiten aufgedeckt hatte.

Schlauer aber war ich geworden. Es gab also irgendwo auf der Welt jemanden, der sich als Begleiter eines Menschen anbot, um ihm den Weg ins Jenseits zu ebnen.

Wer war dieser Begleiter? Wirklich der Schatten mit dem Messer? Bisher mußte ich davon ausgehen, aber wie paßte dann der Tod des Paul Sibelius in diesen Zusammenhang?

Damit kam ich noch nicht zurecht. Es konnte möglich sein, daß Sibelius, weil er sich an Bill Conolly gewandt hatte, zum Verräter geworden war. Ob es stimmte, stand in den Sternen, aber ich ging zunächst einmal davon aus.

Mich schreckte das Geräusch des Telefons auf, und ich hatte wenig später Sir James in der Leitung.

»Schon gelesen, John?«

»Ja.«

»Auch schlauer geworden?«

»Etwas, Sir, aber nicht so, wie ich es mir gewünscht hätte. Der Fall ist noch nicht gelöst, im Gegenteil, er fängt erst jetzt an und wird mich noch vor einige Probleme stellen.«

»Ich höre trotzdem gern zu.«

Ich berichtete, was ich erlebt und aufgedeckt hatte, aber ich redete mit ihm auch über meine Vermutungen.

»Ja«, sagte er dann und räusperte sich, »da wird Ihnen wohl Bill Conolly weiterhelfen können, wenn überhaupt.«

»Das stimmt, Sir, denn Paul Sibelius kann nicht mehr sprechen.«

»Heißt so der Tote?«

»Ich erfuhr es durch Bill Conolly. Haben die Kollegen von der Spurensicherung etwas herausgefunden?«

»Nichts, was uns weiterhelfen könnte.«

»Das dachte ich mir.«

»Machen Sie trotzdem weiter, John.«

»Darauf können Sie sich verlassen.«

»Soll ich Ihnen Suko schicken?«

»Das ist noch nicht erforderlich. Ich werde zunächst zu den Conollys fahren. Irgendwo muß ich ja ansetzen.«

»Da ich den Namen des Toten kenne, werde ich mich mit der Fahndung in Verbindung setzen. Ich bin sicher, daß sie über ihn etwas herausfinden.«

»Tun Sie das, Sir.« Daß ich seine Sicherheit nicht teilte, sagte ich ihm nicht. Ich ging eher davon aus, daß Menschen wie dieser Sibelius bisher unerkannt, vielleicht in verschiedenen Verstecken gelebt hatte, aber genau wußte ich es nicht. Bill würde mir sicherlich mehr darüber sagen können. Er hatte den Kuchen angerührt, und er würde auch dafür sorgen, daß der Teig größere Wellen schlug.

Wieder einmal klemmte ich mir das Buch unter dem Arm und verließ die Wohnung.

Passiert war nichts. Ich sah keinen Schatten mehr, und trotzdem glaubte ich, beobachtet zu werden.

Wieder im Auto, unternahm ich einen Versuch, wobei ich hoffte, daß er nicht negativ ausfallen würde. Ich ließ mein Kreuz über den Buchdeckel schweben und achtete darauf, ob es sich in meiner Hand erwärmte.

Ja, ein wenig war zu spüren.

Sehr schwach nur, wie ein Hauch, aber darauf achtete ich nicht mehr. Ich wollte das Buch nicht zerstören, denn ich ging einfach davon aus, daß es noch zahlreiche Geheimnisse barg.

Mit diesem Bewußtsein machte ich mich auf den Weg zu meinem kranken Freund Bill Conolly…

***

Hatte ihn die Sommergrippe erwischt, so fühlte sich Sheila, seine Gattin, blendend. Sie empfing mich in weißen Shorts, einem roten Top als Oberteil, hochgesteckten Haaren und dünnen Sandalen an den nackten, gebräunten Füßen.

Sheila nahm die Sonnenbrille ab und lächelte. »Jetzt wird Bill happy sein.«

Ich küßte sie auf beide Wangen. »Meinst du?« fragte ich dann.

»Sicher.«

»Und was ist mit dir? Geht es dir wieder besser, hast du den seelischen Horror überstanden?«

»Ja, das ist vorbei.« Erleichterung klang in ihrer Antwort mit. »Noch einmal möchte ich das aber nicht erleben.«

Sheila hatte da wirklich eine schwere Zeit durchgemacht, aber sie war wieder okay, betrat vor mir das Haus, wo es angenehm kühl war, und gemeinsam schlugen wir den Weg zu Bills Arbeitszimmer ein, das zu einem Krankenzimmer umfunktioniert worden war, denn mein alter Freund lag auf der Couch, sah unglücklich aus, und das Begrüßungslächeln mißlang ihm. Es wirkte, als hätte er auf eine Zitrone gebissen. Bis zum Hals war er zugedeckt worden und sagte sofort: »Glaub nur nicht, daß mir dies Spaß macht, aber Sheila hat dafür gesorgt, daß ich wie eine verdammte Mumie aussehe.«

»Zu recht.«

»Fang du nicht auch noch an!«
»Möchtest du was trinken, John? Ich habe eine Apfelsaftschorle zubereitet. Das kenne ich aus Deutschland - ist sehr erfrischend.«
»Gute Idee.«
»Bring mir auch was mit«, sagte Bill mit krächzender Stimme und mußte husten.
Sheila lächelte ihm raubtierhaft zu. »Aber sicher doch, du bekommst deinen Tee.«
»Nicht schon wieder«, beschwerte sich Bill und wandte sich an mich, als Sheila das Zimmer verlassen hatte. »Weißt du, wie der schmeckt?«
»Nein.«
»Wie ein Laternenpfahl ganz unten.«
»Du mußt es ja wissen«, erwiderte ich lachend.
»Furchtbar«, stöhnte Bill. »Immer nur Tee, das ist ja nicht zum aushalten.«
Ich hatte mir einen Stuhl geholt und schob die Bücher und Zeitschriften zur Seite, die mir im Weg standen. Dann nahm ich Platz, nickte Bill zu und erklärte ihm, daß er schlecht aussah.
»Fang du nicht auch noch damit an!«
»Es stimmt aber. Du brauchst dich nur im Spiegel anzuschauen.«
»Lieber nicht.«
»Ist das Fieber gesunken?«
»Etwas.«
»Aber noch zu hoch?«
»Ja, und ich bekomme hin und wieder auch noch Schüttelfrost.« Er senkte seine Stimme. »Vorhin habe ich versucht, ein paar Schritte zu gehen, was auch klappte, aber ich hatte den Eindruck, auf rohen Eiern zu laufen.«
»Umgekippt bist du nicht?«
»Nein, aber fast.«
Sheila kam zurück, und wir beide beendeten das Thema. Bill bekam seinen Tee, ich die Apfelsaftschorle. Er hatte das Kopfteil hochgestellt, damit er trinken konnte. Im Liegen war das ja kaum möglich. Sheila ließ uns allein, was uns beiden recht war, denn wir wollten sie auf keinen Fall mit den Ermittlungen konfrontieren. Auf ihren Lippen zeigte sich noch ein wissendes Lächeln, als sie ging, wobei Bill ihr beinahe sehnsüchtig nachblickte.
»Sie hat es gut. Kann im Schatten liegen, bekommt trotzdem frische Luft und…«
»Du liegst doch auch im Schatten.«
Er schlürfte zwei Schlucke Tee. »Ja, stimmt, aber dieser Schatten sieht mehr aus wie eine Gruft.«
Ich trank ebenfalls und fühlte mich innerlich erfrischt. »Seit wann bezeichnest du dein Arbeitszimmer als Gruft?«

»Seit man mich hier hineingesteckt hat.«
Ich verbiß mir ein Lachen und versuchte weiterhin, ernst zu bleiben. Bill brauchte das nicht erst zu schauspielern, er sah bei Gott nicht gut aus. Die Grippe hatte an ihm gezehrt, und unter seinen Augen zeichneten sich Ringe ab.
»Jedenfalls hast du das Buch«, sagte er.
»Ja, das habe ich. Aber ich weiß einfach zuwenig darüber und auch nicht genug über seinen Besitzer, diesen Paul Sibelius. Kannst du mir mehr über ihn erzählen?«
»Hm. Viel nicht.«
»Komm, Bill, das glaube ich dir nicht.«
»Es ist aber so. Ich kenne ihn nicht genau. Ich habe ihn - nun ja, durch einen Zufall kennengelernt.«
»Wo?«
»Bei einem Spiritistentreffen.«
»Ach, du warst dabei?«
»Klar. Ich wollte darüber berichten. Es stand auch in der Zeitung, aber ich habe mich selbst überzeugen wollen, was daran alles richtig und was falsch war.«
»Wie lautet dein Urteil?«
»Man redete sich die Köpfe heiß, und jeder Teilnehmer war von sich selbst sehr eingenommen, weil er sich für den besten hielt. Man hörte sich die Theorien der Kollegen an, kritisierte sie aber nur im Beisein anderer. Du weißt ja, wie das ist, jedenfalls gab es keinen Konsens.«
»Und Sibelius gehörte zu den Rednern?«
»Eben nicht.«
»Er war also ein Besucher wie du?«
Bill hustete gegen seinen Handrücken. »Ja, das war er. Es gab ja nun Zuhörer, und der Zufall wollte es, daß wir nicht weit voneinander entfernt hockten. Wir sahen uns hin und wieder an und erkannten die Gemeinsamkeiten zwischen uns. In einer Pause kamen wir dann ins Gespräch, und Sibelius erklärte mir, was er von all diesem Kram hielt.«
»Gar nichts, vermutlich.«
»So ist es, John.«
»Was war denn seine Meinung?«
Bill dachte nach. »Das ist eigentlich schwer zu sagen, John. Er hatte nur teilgenommen, um etwas über die anderen Welten zu erfahren, über das Jenseits und so weiter.«
»Besaß er das Totenbuch?«
»Ja.«
»Woher hat er es?«
Bill hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Er hat es mir nicht gesagt, aber er sprach von einem Begleiter, den es tatsächlich geben

sollte.«
»Den kenne ich, es ist der Schatten.«
Bill bekam einen fragenden Blick. »Kannst du mir erklären, weshalb man ihn Begleiter nennt?«
Ich schaute auf den Teppich, wo schmale Lichtstreifen ein Muster bildeten. »Das kann ich dir sagen, denn ich habe den Text dieses Buches schon überflogen. Dieser Begleiter ist eine Person, die dafür sorgt, daß Selbstmordkandidaten auch gut in den Tod kommen. So einfach möchte ich es mal ausdrücken.«
»Das ist ein Hammer.«
»Und wie.«
»Und wie heißt er?«
»Es ist kein Name genannt worden.«
»Verstehe«, murmelte der Reporter. »Der große Unbekannte, der aber so unbekannt nicht sein kann, weil Sibelius ihn wohl kannte.«
»Das glaube ich auch. Aber laß uns mal bei Sibelius bleiben, Bill. Was weißt du noch über ihn? Wo hat er gelebt? Kennst du seine Wohnung oder sein Haus?«
»Nein.«
»War er Engländer?«
»Ich gehe davon aus.« Bill hustete wieder. »Er hat auch zu mir Vertrauen gefaßt, sonst hätte er mir nicht gesagt, wo ich ihn finden kann. Er wollte, daß ich zu ihm komme, damit wir über das Totenbuch reden. Er selbst fühlte sich einfach zu schwach, den Fall oder das Rätsel des Buchs zu lösen. Ich stimmte natürlich zu, aber die verdammte Grippe hat mich dann zurückgeworfen.«
»Und ich fand einen fast toten Menschen vor. Er lag in einer stickigen Dachkammer, man hatte ihm ein Messer in den Hals gestoßen. Daß er noch lebte, war ein Wunder für mich.«
»Und wer tötete ihn?«
Ich hob die Schultern. »Der Schatten, der Begleiter, der auch mich umbringen wollte. Ich bin ihm entwischt, aber ich weiß auch, daß er nicht aufgeben wird.«
»Das steht fest, John. Nur müssen wir ihn finden.«
»Du nicht, *ich*.«
»Sei doch nicht so pingelig.«
»Okay, davon einmal abgesehen, sollten wir nicht nur versuchen, *ihn* zu finden, sondern auch eine Person, die er in den Tod begleiten will.«
»Verstehe«, murmelte Bill. »Du suchst jemand, der lebensmüde ist und sich dem Begleiter anvertraut hat.«
»Exakt.«
»Dann wünsche ich dir jetzt schon viel Spaß. Du kannst dir ja die Statistik über Selbstmörder in dieser Stadt besorgen. Da gehen dir die Augen über.«

»Stimmt.«
»Oder siehst du einen anderen Ansatzpunkt?«
Ich strich über mein Haar, mehr eine Geste der Verlegenheit. »Es ist für mich ebenso wichtig, die Spur des Toten aufzunehmen. Mich würde interessieren, wie er gelebt und mit wem er Kontakt gehabt hat.«
»Mit niemandem, John. Ich kannte ihn zwar nicht lange, doch immerhin gut genug, um ihn als Einzelgänger einzuschätzen. Er war einer, der sich Gedanken machte und mehr wußte.«
»Eben.«
Bill deutete auf das Buch. »Was ist damit, John?«
Ich nahm es in die Hände. »Was soll damit sein? Nicht viel. Ich habe es durchgeblättert, den Text gelesen und weiß deshalb, welche Motive diesen Begleiter leiten. Das ist alles.«
»Du hast doch die Zeichnungen.«
»Bitte?« hakte ich nach.
Bill grinste mich an. »In diesem Buch sind Zeichnungen vorhanden.«
»Ich habe keine gesehen.«
Er saugte die Luft ein. »Das ist doch nicht möglich.« Dann schnippte er mit den Fingern. »Gib doch mal das Buch her.«
Ich reichte es ihm. Bill rutschte noch ein Stück höher. Er schlug das Buch auf, während ich von der Apfelsaftschorle trank und meinen Freund dabei nicht aus den Augen ließ. Ich war auf sein Gesicht gespannt, dessen Ausdruck sich bestimmt verändern würde, wenn er bestimmte Seiten aufschlug und feststellte, daß keine Bilder vorhanden waren.
»Welche Bilder hast du denn gemeint?« fragte ich ihn.
»Kann ich dir nicht genau sagen. Sibelius hat davon gesprochen. Zeichnungen.«
»Aha.«
Bill blätterte. Der Text lag rasch hinter ihm, und er blätterte weiter. Schließlich war er nm letzten Drittel des Buchs angelangt, wo eigentlich die Bilder hätten sein müssen, aber sie waren nicht da.
Seinen Augen war die Enttäuschung abzulesen.
»Nun?«
»Du hast recht. Sie sind tatsächlich nicht da.«
»Da stellen sich zwei Fragen, Bill. Erstens: Waren sie überhaupt vorhanden? Zweitens: Wohin sind sie verschwunden?«
»Sie waren da, John.«
»Das weißt du genau?«
»Ja, warum hätte mich Sibelius anlügen sollen? Er hat von den Bildern gesprochen. Öfter als vom Text..«
»Warum tat er das?«
Bill legte seine Stirn in Falten. »Ja, eine gute Frage. Warum hat er

das getan? Ich weiß es nicht.«

»Ihr habt über die Bilder gesprochen?«

»Sicher.«

»Dann weißt du auch, wie sie aussahen, denke ich mal.«

»Nein, das weiß ich eben nicht. Ich kenne keine genauen Motive. Er hat nur allgemein darüber geredet. Nicht sehr positiv. Es müssen schaurige Motive gewesen sein.« Bill hustete wieder. »Dämonen, Geister, Teufel, was weiß ich alles.«

Ich nahm das Buch wieder in die Hand und schlug es auf. Keine Bilder, die zweite Hälfte des Schmökers zeigte nur leere Seiten. Es gab auch keinen Hinweis darauf, daß hier einmal Zeichnungen vorhanden gewesen waren, die jemand später ausradiert hätte. Blanke Seiten, keine Hinweise, keine Motive.

Die Sache wurde allmählich unheimlich. Bill schaute mich an. Ich wich seinem Blick nicht aus und hörte ihn flüstern: »Da kann etwas auf uns zukommen, John.«

»Durchaus möglich. Wir müssen also nicht nur den Begleiter finden, sondern auch die verloren gegangenen Bilder.«

»Falls es sie noch gibt. Wenn du normal nachdenkst, falls dies überhaupt möglich ist, dann sind sie ja weg. Vielleicht zerstört worden, wie auch immer.«

»Kann sein, muß aber nicht.«

»Warum nicht?«

»Man kann sie aber auch woanders hin transportiert haben. In eine andere Welt, eine fremde Dimension, zum Beispiel…«

»Um sie dort wieder entstehen zu lassen.«

»So ähnlich.«

»Das ist eine verrückte Theorie.«

»Nicht verrückt genug«, sagte ich. »Das solltest gerade du wissen, mein Freund.« Ich schlug das Buch wieder zu.

Für Bill war diese Geste so etwas wie ein Abschied, und er fragte mich: »Was hast du jetzt vor?«

»Ich muß wissen, wo sich Sibelius aufgehalten hat. Falls wir seinen Namen nicht in unseren Fahndungscomputern finden, dann werde ich noch einmal zurück in dieses Haus gehen, wo das Chinalokal untergebracht wurde. Ich werde auch Suko Bescheid geben, dann können wir zu zweit den Laden durchforsten. Ich glaube nicht, daß sich in diesem Haus ein Fremder eingenistet hat. Ich denke mir, daß ihn der eine oder andere kennt.«

»Es wäre einen Versuch wert.«

Ich erhob mich und hörte Bills Fluchen, weil er im Bett bleiben mußte.

Die Worte aber wurden ihm von den Lippen gerissen, dann auch ich stand plötzlich wie eingefroren da.

Aus dem Garten hörten wir Sheilas Schrei!

***

Sheila hatte sich nach Johns Ankunft wieder nach draußen in den Garten begeben, wo auch der Pool bereits aufgebaut worden war, den Garten zwar nicht verschönerte, doch seine Zwecke erfüllte. Bei diesem Wetter tat es gut, hin und wieder in das Wasser zu springen.

Die Sonne knallte vom Himmel, und auch im Schatten war es nicht besonders angenehm. Sheila störte es nicht, denn der Winter würde lang genug werden.

Sie hatte ihren Körper auf der bequemen Liege ausgestreckt. Über ihr bildeten die Zweige eines Kirschbaums ein Muster und filterten zum Glück einen Teil des Lichts.

Insekten tanzten im Schatten. Der schwache Wind bewegte die Blätter und ließ sie dabei schimmern. Der Rasen zeigte ein dichtes Grün, gegen Abend wollte Sheila ihn wieder sprengen.

Sie dachte auch an ihren Sohn Johnny, der sich in einem Ferienlager in Südfrankreich aufhielt und ganz begeistert war. Zumindest hatte er das auf seinen beiden Ansichtskarten mitgeteilt.

Die Conollys selbst wollten auch noch einige Tage wegfahren, aber später, und das Ziel stand auch noch nicht genau fest. Sheila nahm einen Schluck von ihrem alkoholfreien Drink, der in Griffweite auf einem Tisch stand, schob die Sonnenbrille hoch, schaute gegen die Zweige und dachte darüber nach, in welch einen Fall Freund John Sinclair wieder hineingeschlittert war.

Viel wußte Sheila nicht. Es ging um ein Buch und zugleich um einen Mann, der Sibelius hieß. Es war ein Bekannter ihres Mannes; sie selbst hatte ihn noch nie gesehen. Bill jedenfalls war sehr angetan gewesen, was Sheila nicht nachvollziehen konnte, und irgendwie freute es sie auch, daß ihn die Sommergrippe erwischt hatte. Bill hätte sich sonst wieder zu stark engagiert und nach ihrer seelischen Krise fühlte sich Sheila einfach sicherer, wenn jemand im Haus war, auf den sie sich verlassen konnte.

Unter dem Baum wurde es ihr nun auch zu warm. Sheila dachte über eine Abkühlung nach. Sie überlegte auch, in den Keller zu gehen, wo sich der Innenpool befand, doch der war eigentlich für den Winter gedacht. Im Sommer bot der Außenpool die entsprechende Erfrischung.

Sie stand auf.

Die knappe Hose rutschte an ihren Beinen nach oben. Sie nahm auch das Top ab, und es war zu erkennen, daß sie mit einer nahtlosen Bräune gesegnet war.

Die Sandalen ließ sie an, als sie über den. Rasen auf den Pool zuging. Sie warf noch einen Blick auf das Fenster des Arbeitszimmers. Die

Stimmen der beiden Männer hörte sie nicht.

Bevor Sheila die kleine Leiter zum Rand des Pools hochstieg, schleuderte sie ihre Sandalen von den Füßen und schaute auf die ruhige Wasserfläche, die türkisfarben schimmerte und die Lichtstrahlen reflektierte.

Das Wasser war kalt. Sheila bespritzte ihren erhitzten Körper, erst dann ließ sie sich in den Pool hineingleiten. Ihr geschlossener Mund zeigte plötzlich ein Lächeln, als ihr Körper von dem angenehm kühlen Wasser umspült wurde. Es war einfach herrlich erfrischend.

Sheila legte sich auf den Rücken, spielte »tote Frau«, bewegte nur leicht ihre Hände, um sich an der Oberfläche zu halten. Sie schaute dabei zum Himmel.

Wolken zeigten sich nicht am Himmel. Woher kam dann der Schatten?

Sheila war etwas Irritiert. Auch ein Gefühl der Kälte erwischte sie - und das bei der Hitze! Es strich wie mit Eishänden über ihr Gesicht, nur war es eine andere Kälte als im Winter.

Sheila schaute sich um, wollte den Grund erforschen, da weiteten sich urplötzlich ihre Augen.

Da war etwas. Nicht nur an einer Stelle. Überall am Pool stieg vom Boden etwas in die Höhe.

Für Sheila waren es seltsame Gebilde, graue, unheimliche Schatten, die sich hochschraubten und zu schrecklichen Gestalten verdichteten.

Im ersten Augenblick war Sheila so erstarrt, daß sie nicht mehr reagieren konnte. Sie starrte die Schatten an, die unterschiedlich groß waren. Riesige Köpfe mit verzerrten Mäulern. Plumpe, aber auch schlanke Körper, weder Mensch noch Tier.

Schreckliche Fabelwesen mit langen Schnauzen und mörderischen Gebissen. Sie alle glotzten Sheila an, die sich plötzlich vorkam wie in einem Gefängnis, ohne daß eine Gittertür dabei war.

Die Kälte strich wie ein Hauch über das Wasser, als sich die Schatten bewegten. Sie beugten sich vor, als wollten sie im nächsten Moment in den Pool eintauchen, was aber nicht geschah, denn sie bildeten anschließend ein Dach über dem Pool.

Es war eine unheimliche und gespenstische Szenerie, mit der Sheila nicht zurechtkam. Sie fror, aber sie wußte nicht, ob es am Wasser lag oder an ihrer Furcht.

Es gab auch eine Innenleiter am Pool. Der Weg nach draußen, den Sheila benutzen wollte. Sie kraulte hin und wollte so schnell wie möglich raus. Weg von den Schatten.

Wenig später schlug sie mit der rechten Hand gegen eine Leitersprosse und klammerte sich daran fest.

Sie hob den Kopf - und sah das Schreckliche.

Eine der Gestalten hielt genau ihren Platz besetzt und war dabei, sich

nach vorn zu beugen, um sie zu umfassen. Riesige dunkle Arme, breite Schultern, ein fellbedeckter Tierkörper, ein Gesicht, das keines war, sondern eine in die Breite gezogene Fratze mit mörderischen Zähnen.

Da komme ich nicht raus! dachte Sheila, da nicht.

Sie stieß sich von der Leiter ab und wuchtete sich wieder in das Wasser. Als sie auftauchte, schrie sie los!

***

Und dieser Schrei hatte uns alarmiert!

Ich war wie ein Blitz gestartet und hörte noch immer Bills Flüche, denn er beschwerte sich über seine verfluchte Schwäche, die ihn nicht so schnell handeln ließ.

Er wollte sich vom Bett wälzen; er wußte, daß es um Sheila ging, ich aber konnte auf ihn nicht warten. Wie ein Schatten eilte ich durch die Wohnung und in den Garten, wo ich an der breiten Front mit der im Boden versenkten Scheibe für einen Moment stehenblieb, um zu sehen, was geschehen war.

Ich sah den Pool, das schwappende Wasser darin. Ich sah auch Sheila, wie sie Wasser trat, und ich sah die - ungewöhnlichen Schatten, die den Pool von allen Seiten umrahmten und über ihm ein regelrechtes Dach gebildet hatten.

Schatten, Gestalten, Dämonen?

Gräßlich waren sie anzusehen. Monstren, wie sie auch die Phantasiewelt eines wahnsinnigen Malers hervorbringen konnte. Das alles kam hier zusammen, und Sheila traute sich nicht mehr, den Pool zu verlassen.

Wer immer hier angegriffen hatte, ich würde mir diese Monstren vornehmen, doch dazu kam es nicht mehr. Kaum hatte ich die Hälfte der Strecke hinter mich gebracht, als sich die Gestalten oder die Schatten plötzlich bewegten.

Von verschiedenen Seiten glitten sie aufeinander zu, um dort einen Mittelpunkt über dem Wasser zu bilden. Er blieb nicht ruhig, die Gestalten veränderten sich lautlos, und aus diesen einzelnen Teilen baute sich ein neues Wesen auf.

Das kannte ich!

Es war der Schatten, der Begleiter, wie auch immer. Nur diesmal um einiges vergrößert, immens gewachsen, ein düsteres, grauschwarzes Scheusal, dessen Hand die Klinge eines Messers umspannte. Es hatte ebenfalls seine Proportionen verändert und wirkte nun wie eine Lanze, die als schräges, dunkles Bild nach unten stach.

Der Begleiter schwebte genau über dem Pool. Ich befürchtete, daß er nach unten stoßen und Sheila töten konnte, aber er zog sich plötzlich zurück und tauchte ein in den Himmel und ebenfalls in das flirrende Licht im Westen.

Dann war er weg.
Ich blieb dort stehen, wo die Außenleiter hochführte. Sheila bewegte sich schwimmend auf die andere Seite zu. Ich hörte sie keuchen, dann kletterte sie die Sprossen der Innenleiter in die Höhe. Ich tat das gleiche von außen, reichte ihr die Hand und half ihr aufs Trockene. Sie ging gebückt, hatte mir das Gesicht zugewandt, und in ihren Augen stand noch die Furcht vor dem Erlebten. Das Wasser perlte von ihrem Körper. Zitternd sprang sie zu Boden. Ich fing sie auf, und Sheila drückte sich an mich. »Mein Gott, John, was war das?«
»Ich weiß es noch nicht.«
»Es wurde plötzlich kalt, als hätte jemand die Tür eines Eiskellers geöffnet…«
»Okay, Sheila, du lebst, bist nicht verletzt. Wir reden im Haus darüber.«
»Ja.« Sie drückte sich wieder von mir weg. Ihr fiel auf, daß sie oben ohne dastand, wurde rot, drehte sich um und lief zu ihrer Liege, wo sie das Top überstreifte.
Auch Bill hatte sein Lager verlassen. Als müde Gestalt wankte er aus dem Haus, und ich ging zu ihm. »Leg dich wieder hin, du bist krank!«
Er umklammerte mein Handgelenk. »Verdammt, John, was ist denn überhaupt passiert?«
»Alles vorbei.«
»Rede doch!«
»Später, Bill. Sheila und ich werden zu dir kommen. Dann können wir alles bereden.«
»Okay. Ist ihr auch wirklich nichts passiert?«
»Nein.«
Sheila war bereits ins Haus geeilt. Wahrscheinlich zog sie sich im Schlafzimmer um. Der Schatten war verschwunden, und so ging ich mit meinem Freund Bill wieder zurück in das Krankenzimmer.
Der Reporter setzte sich auf das Bett. Die Bewegungen hatten ihn angestrengt. Sein Kopf glühte.
Auch schwitzte er. Mit einer matten Bewegung ließ er sich nach hinten fallen und verfluchte dabei wieder seine Sommergrippe.
»Die geht vorbei.«
»Klar. Aber wann?«
»Du mußt dich eben in Geduld fassen.«
»Hör auf! Kannst du das?«
Ich grinste nur.
»Okay, dann sag mir, was passiert ist. Als ich kam, war schon alles vorbei, da habe ich Sheila nur flüchten sehen. Warum ist sie geflüchtet? Weshalb hat sie geschrieen?«
»Das wird sie uns selbst erzählen.«
Bill wollte mir nicht glauben. »Und du hast wirklich nichts gesehen?«

fragte er.
»Doch, ich sah den verdammten Schatten, der mir nicht unbekannt ist. Nur hatte er sich um ein Vielfaches vergrößert, auch sein Messer war gewachsen, und er schwebte tatsächlich über dem Pool. Ob er Sheila etwas antun wollte, weiß ich nicht. Jedenfalls ist er verschwunden und wird hoffentlich so rasch nicht zurückkehren.«
»Ja, das kann man nur hoffen.«
Bills Stimme hatte schwach geklungen. Nach dieser letzten Aufregung ging es ihm noch schlechter.
Ich gab ihm noch etwas von seinem Tee zu trinken. Dann legte ich die Hand auf seine Stirn. Sie fühlte sich heiß an. Das Fieber war nicht zurückgegangen.
»In was habe ich uns da nur hineingeritten?« fragte er stöhnend. »Ich komme damit nicht zurecht.«
»Ist auch nicht nötig. Du mußt deine Grippe auskurieren, und dann reden wir weiter.«
»Scheiß Grippe!«
Sheila betrat den Raum. Die Haare noch naß. Lockig und klebrig umrahmten sie ihr Gesicht. Sie trug jetzt ein schlichtes weißes, weit geschnittenes Kleid, das bis zu den Waden reichte. Mit einer etwas erschöpft, aber trotzdem zufrieden wirkenden Bewegung ließ sie sich auf einen Stuhl sinken und schaute uns an.
»Ihr wollt von mir jetzt alles wissen.« Sie lachte auf und zeigte dabei ein betrübtes Gesicht. »Ich kann es auch nicht genau sagen. Es war alles unerklärbar. Es ging auch zu schnell vorbei. Das war wie ein vorbeirasender, mit Gespenstern besetzter Zug.«
Ich nickte ihr zu. »Dann waren für dich diese Wesen also Gespenster?«
»Ja, was sonst?«
»Schon gut, Sheila. Erzähl uns bitte genau, was dir widerfahren ist. Nur so kommen wir weiter.«
»Tja«, murmelte sie, hob die Schultern und meinte: »Was soll ich dazu sagen? Es war alles normal, ich wollte ein paar Runden drehen und fühlte mich im Pool wie neugeboren. Dann passierte es. Plötzlich wurde es kälter, zumindest hatte ich den Eindruck. Da war die Sonne plötzlich verschwunden, als wäre sie abgetaucht. Ich dachte, daß Wolken sie verdeckt hätten, das aber konnte nicht stimmen, es gab ja überhaupt keine Wolken zu sehen. Dafür sah ich aber etwas anderes. An den Rändern des Pools schoben sich Gestalten hoch, Schatten, wie auch immer. Es waren Dämonen, es müssen Dämonen gewesen sein, denn derartige grauenvolle Gestalten gibt es auf der Erde nicht. Halb Tier, halb Mensch. Ungeheuer, die nach mir greifen wollten.«
»Dann hast du geschrieen«, sagte Bill.
»Ich wußte mir keinen anderen Rat.«

»Es war auch so am besten«, gab ich zu und schaute Sheila direkt an. »Als ich kam, verdichteten sich die Schatten zu der Figur, wie ich sie erlebt habe, als ich das Totenbuch an mich nahm.«

»Zu einer einzigen?« flüsterte Sheila.

»Ja.«

Sie nickte. »Ich erinnere mich. Da war auch das lange Messer…«

»Richtig. Beide verschwanden.«

Da keiner so recht wußte, was er sagen sollte, hielten wir inne. Nur Bill war damit nicht einverstanden. Trotz seiner Schwäche, sein Gehirn war fit. Er ballte die Hände, als er sagte: »Verdammt noch mal, wißt ihr, was mir soeben durch den Kopf geschossen ist? - Bestimmt nicht, das könnt ihr nicht wissen, aber Sheilas Erzählungen haben mich auf die Idee gebracht.«

»Um was geht es denn?« wollte ich wissen.

»Um die Gespenster.«

»Und weiter?«

»Sagt dir das denn nichts?«

»Nein, ich…«

Das Buch lag auch für Bill griffbereit. Er holte es hoch, legte es auf seine Knie und schlug mit der flachen Hand mehrmals auf den Einband. »Dieses enthält jetzt Texte, das ist uns klar. Es hat aber mal Zeichnungen enthalten. Wir wissen nicht welche, aber ich gehe davon aus, daß es keine Illustrationen für ein Kinderbuch gewesen sind. Ich könnte mir vorstellen, daß die Zeichnungen zu diesem Text paßten. Was würdest du dazu sagen, Geisterjäger?«

»Noch nichts.«

Bill räusperte sich. »Ich meine, daß Sheila die Monstren gesehen hat, die hier auf den leeren Seiten einmal abgebildet waren. Sie haben das Totenbuch verlassen. Sie sind aus den Seiten hervorgestiegen und verstecken sich in einer anderen Welt, der sie, wann immer sie wollen, auch wieder den Rücken kehren können.« Er schaute uns funkelnd an. »Was meint ihr dazu? Kann man das akzeptieren?«

Ich schwieg. Sheila hob nur die Schultern und meinte leise: »Ich halte mich da raus, denn ich weiß zu wenig.«

»Sag du was, John.«

»Es ist möglich, daß du recht hast. Das würde das Verschwinden der Bilder erklären.«

»Zeichnungen, die sich selbständig machen. Lebendige Zeichnungen, die plötzlich mehrdimensional werden können, um Grenzen zu überschreiten. Es hört sich nach einer wilden Spekulation und auch verrückt an. Aber ist es das im Endeffekt auch?«

»Keine Ahnung«, gab ich ehrlich zu. »Aber du solltest damit rechnen, John.«

»Auf jeden Fall. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter. Wenn ich

euch gleich verlasse, nehme ich das Totenbuch mit.«
»Glaubst du, daß die Gefahr damit gebannt ist?« fragte Sheila.
»Damit rechne ich fest.«
»Ich will damit auch nichts zu tun haben. Es ist einfach grauenhaft, und ich bin auch froh, daß du dich da raushältst, Bill.«
»Ich aber nicht.«
»Darf ich mal telefonieren?« fragte ich.
»Nein«, sagte Bill und grinste schief. Ich nahm mir den Apparat trotzdem und wählte die Nummer meines Chefs. »Können Sie Gedanken lesen?« fragte Sir James.
»Hin und wieder, Sir.«
»Ich wollte Sie eben anrufen.«
»Dann haben Sie etwas herausgefunden.«
Der Superintendent blieb vorsichtig. »Es sieht so aus«, sagte er leise. »Wir haben diesen Paul Sibelius tatsächlich in einer unserer elektronischen Karteien gespeichert. Er hat sich keines Verbrechens schuldig gemacht. Es ging damals um die Besitzung einiger Häuser, und er war daran beteiligt.«
»Wann war das denn?«
»Das liegt knapp ein Jahr zurück.«
»Welche Wohnblocks sind damals besetzt worden?«
»Keine Blocks, sondern Lauben. Gartenanlagen, auf denen man Geschäftshäuser errichten wollte.«
»Hat man sie denn gebaut?«
»Nein.«
»Dann sind diese Lauben noch vorhanden?«
»Ich gehe davon aus, John.«
Dir erste helle Streifen tauchte am dunklen Horizont auf. Das Licht am Ende des Tunnels. Diese Nachricht eröffnete mir völlig neue Perspektiven. Ich konnte endlich an einer gewissen Stelle den Hebel ansetzen.
»Sie schweigen, John?«
»Ich überlege dabei«, antwortete ich. »Für die Nachricht darf ich mich bedanken.«
»Gut, dann werde ich Ihnen noch mitteilen, wo Sie die Lauben finden können.«
Ich schrieb mir die Adresse auf und kam dann auf Suko zu sprechen. »Hören Sie, Sir, ich möchte, daß sich Suko dort umschaut, wo ich den Toten gefunden habe. Ich glaube nicht, daß er und Shao in diesem Lokal auffallen werden. Möglicherweise kennt er auch den Besitzer, denn wir wissen ja, daß Suko zahlreiche Cousins hat.«
»Geht in Ordnung, John. Ist bei Ihnen denn etwas geschehen?«
Sir James bekam einen knappen Bericht und zeigte sich sehr zufrieden. Über den Hintergrund dis Falls spekulierten wir am Telefon

nicht. Die nächste Aktion war entscheidend, und sie wollten wir abwarten.

Als ich aufgelegt hatte, zeigte mein Gesicht einen Anflug von Optimismus. Auch Bill sah nicht mehr so krank aus. Knirschend brachte er hervor: »Himmel, ich könnte jetzt wieder…«

»Auf keinen Fall.« Sheila hatte ihren Mann nicht ausreden lasen. »Du kannst nur eines: Hier im Bett bleiben und die nötige Ruhe zeigen, wenn du neue Wickel bekommst.«

»Ja, ich weiß.«

Von Bill verabschiedete ich mich, und Sheila brachte mich bis zur Tür. Vor dem Haus empfing uns wieder die Hitze. »Ich hoffe, John, daß du dem Spuk ein Ende bereiten kannst.«

»Und ob.« Ich klopfte dabei auf das Totenbuch, das ich unter dem Arm geklimmt hielt. »Irgendwann schafft es dieser Begleiter nicht mehr, uns zu entwischen…«

***

Carol Holmes lag auf dem Rücken, schaute zur Dicke und stillte fest, daß deren Umrisse allmählich verschwammen und andere Formen annahmen.

Bilder kristallisierten sich hervor. Szenen - bunt, dennoch voller Tristesse. Dir Regen, der durch die Lichter der Lampen fiel, glitzerte. Ein Bild, das Carol kannte, denn sie projizierte ihre eigenen Erinnerungen an die Decke dis kleinen Hauses, und allmählich vergaß sie die Wirklichkeit.

Wie war es noch gewesen, an diesem Regentag, dir gar nicht mal so lange zurück lag? Das Unwetter hatte London in eine Wasserwüste verwandelt. Eiergroße Hagelkörner hatten viele Finster und auch Dachpfannen zerschlagen. Sie hatten Menschen verletzt und Autos beschädigt, und nach dem großen Unwetter tröpfelte es.

Freiwillig hielt sich niemand dort auf. Carol Holmes gehörte zu den wenigen Menschen, und ihr war egal, ob sie der Regen durchnäßte oder sie trocken blieb.

Sie hatte mit ihrem Leben abgeschlossen.

Es war aus und vorbei.

Dieser Ärger im Beruf, die Depressionen. Der Partner, der sie verlassen hatte, weil ihm eine andere Frau besser gefiel. Es war einfach zu viel auf einmal zusammengekommen, das verkrafteten die Menschen nicht, und Carol, die dicht davor stand, ihren Job zu verlieren - am nächsten Tag sollte die Entscheidung fallen - wollte diese Stunde der persönlichen Schmach nicht erleben.

Ihr Dasein hatte keinen Sinn mehr. Es war leer, es war ausgelaugt. Knapp fünfunddreißig Jahre hatte sich Carol mehr oder weniger gut durchs Leben geschleppt, das sollte nun ein Ende haben, und wenn sie

ehrlich war, dann freute sie sich auf den Tod.
Sie erreichte die Brücke. Sie ging mit gesenktem Kopf. Dir dünne Sommermantel war einmal hell gewesen, jetzt sah er durch den Regen dunkel aus. Er umgab ihren Körper wie ein klatschnasses Tuch.
Sie schritt über die Brücke. An der rechten Seite befand sich das Geländer. Es war keine Themsebrücke, nein, sondern ein sehr schlichtes Bauwerk, das eine Autobahn überquerte. Sie war normal hoch, aber diese Höhe würde Carol ausreichen.
Die Lampen standen am Beginn der Brücke. Zwei brannten auf jeder Seite. Die Farben der Regentropfen waren für sie nicht mehr zu erkennen. Carol Holmes stand allein in dir Dunkelheit, den Blick starr nach vorn gerichtet, weil sie noch einmal zurückschauen wollte. Nach Osten hin, wo die Riesenstadt London lag, zu der sie auch einmal gehört hatte. Aber das war längst vorbei. London würde bald einen Bewohner weniger haben. Es hatte sie nicht angenommen. Die Masse der Häuser war für sie ein mächtiger Feind gewesen, und auch die durch die Regenglocke schimmernde Lichterwelt konnte sie von ihrem Entschluß nicht abhalten.
Weg aus diesem Leben.
Keine Sorgen, keinen Druck mehr erleben, auch keine Ängste.
Unter ihr fuhren die Autos entlang. Auf dir dunklen, nassen Fahrbahn sahen sie aus, als würden sie durch eine Wasserrutsche gleiten, rechts und links von Fontänen begleitet.
Noch immer sausten die Fahrzeuge unter ihr dahin, als wollten alle Fahrer in den Tod rasen. Kaum jemand nahm auf das Aquaplaning Rücksicht.
Der Sprung von dir Brücke war am einfachsten. Sie hatte auch andere Möglichkeiten in Betracht gezogen. Das Aufschneiden dir Pulsadern, das sich Erhängen, der Gang in die Themse, doch gerade vor dem letzten war sie zurückgeschreckt, denn das Ertrinken wäre einfach zu qualvoll für sie gewesen.
So blieb ihr nur der Sprung.
Noch einmal atmete sie durch. Die Luft war kühler geworden, aber auch feuchter, und Carol Holmes hatte den Eindruck, sie trinken zu können. Das Geländer vor ihr war so breit wie ein normaler Herrenschuh und durch den Regen glatt gemacht worden, als läge eine dünne Eisschicht auf dem Metall.
Sie strich mit beiden Händen darüber hinweg, als wäre sie dabei, einen Körper zu streicheln.
Das aber lag lange zurück, sehr lange.
Damals, ihr Freund…
Scheiße! dachte sie, und Tränen stiegen ihr in die Augen. Verdammte Scheiße! Ich habe mich reinlegen lassen! Er hat es geschafft und ist mit dem Geld auf und davon. Nichts, aber auch gar nichts blieb mehr

zurück. Er hat mich allein gelassen, er hat…

»Du Schwein!« brüllte sie über das Geländer hinweg, und der rauschende Regen schluckte ihren Schrei wie ein gewaltiges Loch. »Du Schwein bist an allem schuld. Du - du - du…«

Ihre Stimme versagte. Sie senkte den Kopf und schüttelte ihn wild, so daß Wassertropfen aus ihren Haaren wirbelten. Als er ihr weggelaufen war, hatte alles begonnen. Da war ihr Leben zerstört worden. Gnadenlos, brutal, da hatte sich das Schicksal gegen sie verschworen, und sie wußte genau, daß sie es nicht mehr ändern konnte.

Nicht heute, nicht an diesem Abend. Unter ihr lauerten die Finsternis und der Tod.

Sie gab sich einen Ruck.

Den zweitletzten in ihrem Leben.

Den allerletzten würde sie sich geben, wenn sie sich vom Geländer abstemmte und in die Tiefe sprang.

Sie räusperte sich die Kehle frei. Dann hob sie das rechte Bein an und hatte Mühe, ihren Fuß auf das Geländer der Brücke zu legen. Es klappte mit einiger Anstrengung, und sie kam auch noch ein Stück höher mit dem rechten Bein. Zwar schmerzte der Oberschenkel, doch das nahm sie in Kauf.

Jetzt noch hochstemmen, und alles war klar.

»Du willst dich töten?«

Eine flüsternde Stimme erreichte ihre Ohren, und diese Worte ließen die Frau in der Bewegung erstarren.

Plötzlich war alles anders geworden. Die Umgebung, auch die nähere, war so weit entfernt, und Carol kam sich vor, als befände sie sich in einem Eisblock.

Die Stimme…

Hatte sie sich diese nun eingebildet, oder war sie tatsächlich vorhanden gewesen?

Sie überlegte. Dabei blickte sich Carol um, aber sie sah keinen Menschen, und den hätte sie sehen müssen, denn die Stimme war dicht an ihrem Ohr aufgeklungen.

Jetzt war es wieder still.

Eine Windbö hatte besonders viel Regen gepackt und schleuderte die Fäden gegen Carols Gesicht.

Sie fror erbärmlich. Es gab keine trockene Stelle mehr an ihrem Leib.

Unter ihr rasten noch immer die Wagen hinweg. Kein Mensch schaute in die Höhe, niemand konnte sie sehen. Die Fontänen wirbelten bis über die Ränder hinweg.

Noch hatte Carol ihre Haltung nicht verändert, auch wenn es sie allmählich schmerzte.

»Du willst es wirklich tun?«

Die Stimme erreichte sie genau in dem Augenblick, als sie sich in die

Höhe stemmen wollte. Aber sie befand sich bereits in der Bewegung und stand plötzlich auf der Kippe.

Fallen?

Nein, noch nicht, doch Carol schüttelte den Kopf. Sie wollte ihrer Einbildung, ihrer inneren Stimme, nicht nachgeben. Nur komisch, daß sie sich früher nicht gemeldet hatte und jetzt, wo der Entschluß in die Tat umgesetzt werden sollte, vorhanden war.

Das alles spielte keine Rolle mehr.

Sie wollte den Tod - und sie stemmte sich hoch.

»Tu es nicht, noch nicht. Es ist besser. Du mußt erst auf den Weg gebracht werden. Ich werde dir dabei helfen. Ich kann es nicht mit ansehen, daß du so einfach dein Leben wegwirfst. Hör auf mich! Spring nicht in die Tiefe!«

»Hör auf!« keuchte sie. »Hör endlich auf und laß mich in Ruhe, verdammt noch mal!« Am liebsten hätte sich Carol die Ohren zugehalten, doch dazu brauchte sie beide Hände, und die hatte sie nicht frei. Sie lagen auf dem Geländer als Stütze.

Ein letztes Hochstemmen.

Mit beiden Füßen stand sie auf dem glatten Geländer, vielleicht nur eine Sekunde lang, doch in dieser Zeitspanne nahm Carol Holmes zahlreiche Eindrücke wahr.

Sie sah die Regenschleier wie die aus Perlenschnüren bestehenden Türen ins Jenseits. Unter ihr huschten die Lichter der Fahrzeuge hinweg, und ein Wagen würde sie bestimmt erwischen und vom Leben in den Tod befördern.

Springen? Nein, einfach fallen lassen.

»Jaaaa…« schrie Carol, breitete die Arme aus, als wollte sie noch einmal alles Schlechte dieser Welt umfangen, und stürzte sich kopfüber der nassen Autobahn entgegen…

***

Der Aufprall, der irre Schmerz, das häßliche Geräusch, wenn die Knochen brachen.

Mit diesen Dingen hatte sie gerechnet, aber es trat nicht ein. Sie fiel nicht mehr, sie schwebte plötzlich, und sie spürte an ihrer rechten Schulter einen ungewöhnlichen Druck, den sie sich nicht erklären konnte. Er war schon mit einem leichten Schmerz zu vergleichen.

Weit hatte sie die Augen aufgerissen. Der Regen rann aus den Haaren über die Stirn in die Augen.

Er verschlechterte die Sicht, aber die Autos sah sie trotzdem noch.

Schatten mit hellen Augen.

Unter ihr, auf der Bahn. Genau auf der Strecke, auf der sie hätte liegen müssen, aber das war nicht der Fall. Entgegen aller Gesetze schwebte sie in der Luft, als wäre da jemand, der sie am Arm festhielt.

So etwas war nicht möglich…

Die Stimme war wieder da. Sie klang sanft und dennoch eindrucksvoll. »Du kannst ja sterben, aber nicht so, verstehst du? Ich bleibe bei dir. Ich werde dich in den Tod führen. Ich werde dir das Totenbuch als Lektüre geben, willst du?«

Carol wußte es nicht. Sie wußte auch nicht, ob sie zugestimmt oder abgelehnt hatte, es war nur so, daß sie sich plötzlich auf dem nassen Boden wiederfand und das Geländer der Brücke dicht vor sich sah.

Ich bin nicht tot. Ich lebe noch! Es wird alles weitergehen, das weiß ich genau…

Sie stöhnte auf, kroch auf das Gitter zu, stemmte sich dagegen und fing an zu weinen.

Zu dieser Zeit fuhr kaum ein Wagen über die Brücke, und ein Fußgänger ließ sich erst recht nicht blicken. Dennoch näherte sich ihr eine Gestalt, ein Mann, wie es aussah, groß, dunkel und nur als Schatten im Regen zu erkennen.

Carol Holmes entdeckte ihn, weil sie sich zur Seite gedreht hatte. Angst spürte sie nicht. Niemand und nichts konnte ihr Angst einjagen. Nicht ihr, nicht einer Person, die mit dem Leben abgeschlossen hatte und den Tod als Erlösung empfand. Sie suchte ihn, er war ein Freund für sie, und da war die Angst überhaupt nicht vorhanden.

Nach wie vor rauschte der Regen nieder. Er verschluckte alle anderen Geräusche, auch die Tritte der Gestalt. Die schwebte näher, war da, aber irgendwie schien sie sich auch zurückgezogen zu haben.

Carol kam mit dem Anblick nur schwer zurecht. Es fehlte ihr plötzlich der Überblick. Sie wußte nicht, wie sie diese Person überhaupt bezeichnen sollte.

Ein Mensch?

Der Regen lief durch ihr Gesicht und rann auch in den offenstehenden Mund hinein. Sie schmeckte das Wasser, sie schluckte es, und sie kam dabei nicht auf den Gedanken, ihrem Retter zu danken.

Im Gegenteil, sie wollte wieder hoch und einen zweiten Versuch starten. Den Arm hob Carol zuerst an, damit sie die Hand auf das Geländer legen und sich dort abstützen konnte. Doch mitten in der Bewegung stockte sie, denn da sprach der Fremde wieder zu ihr.

»Warum willst du es wieder tun?«

Carol gab keine Antwort. Etwas paßte nicht zusammen. Eine Störung? Nichts, was normal gewesen wäre. Die Lautstärke der Stimme war ungewöhnlich.

Der Fremde stand nicht direkt neben ihr, sondern entfernt, aber die Stimme hatte sich angehört, als hätte er geradewegs in ihr Ohr gesprochen. Das war einfach nicht zu verkraften, und jetzt spürte sie Furcht.

Das merkte auch der Fremde. »Nein, keine Angst«, sagte er leise. »Du brauchst keine Angst zu haben. Ich bin gekommen, um dir zu helfen. Sag mir deinen Namen.«

Sie antwortete spontan. »Carol Holmes.«

»Gut, Carol, gut. Und du wolltest dich umbringen?«

»Ja!« drang es über ihre Lippen. »Ja, verdammt noch mal! Ich wollte mich umbringen.« Sie ließ den Arm wieder sinken und ballte die Hand zur Faust, eine entschlossene Geste. »Ich will mich umbringen, und niemand wird mich daran hindern.«

»Deshalb bin ich auch nicht erschienen.«

Carol dachte nach. Die Antwort hatte sie verwirrt. Wie konnte der Kerl so etwas sagen? »Nicht erschienen…?«

»Nein.«

»Warum bist du dann…?«

»Weil ich dir helfen will.«

Sie atmete ein und lachte krächzend. »Also doch. Du bist…«

Er ließ sie nicht ausreden. »Ich will dir helfen, einen sauberen Selbstmord durchzuführen. Ich werde dir etwas zeigen, bevor du in den Tod gehst. Du sollst die Dinge erleben, die dich erwarten werden. Ist das nicht wunderbar? Du kannst alles schon vorher erkennen. Du weißt genau Bescheid, in welche Welt du gelangst. Ist das nicht wunderbar, Carol? Ist das nicht eine tolle Chance?«

Die Frau wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie traute dem Fremden nicht. Was er ihr hier erzählte, klang einfach zu unwahrscheinlich, und das folgende Lächeln wirkte verzerrt.

Er streckte ihr lockend die Hand entgegen. »Komm mit mir, Carol. Vertraue dich mir an, denn ich möchte dir den Weg in das Reich der Toten weisen. Ich bin dein Begleiter, den Vorbereiter auf den Tod. Alles muß seine Richtigkeit haben. Wir werden den Weg gemeinsam gehen und ihn auch gemeinsam erleben.«

»Bis in den Tod?«

»Ja, bis in den Tod.«

Carol kam mit den Antworten nicht mehr zurecht. Durch ihren Kopf tosten die Gedanken. Sie war durcheinander, sie war zudem erschüttert, und sie spürte wieder den Druck an ihrem Arm. Der andere, der Schatten, hob sie kurzerhand an, ohne daß sie sich dagegen wehren konnte. Er zog sie auf die Füße, und erst als Carol stand, da war sie überhaupt in der Lage, den Kopf zu drehen, um sich ihren »Retter« anzuschauen.

War er ein Mensch?

Sie sah menschliche Umrisse, aber sie erkannte kein Gesicht. Sie sah auch keinen normalen Körper.

Die Umrisse präsentierten sich ihr als Schatten, der trotz allem zugreifen konnte.

Damit kam Carol nicht mehr zurecht. Ihr eigenes Denken war ausgeschaltet, und sie konnte nichts dagegen unternehmen. Sie war schlichtweg ausgeschaltet und kam sich schon vor wie eine Tote.

Sie folgte ihm.

Es glich einem kleinen Wunder. Er ging einfach nur dahin und bot ihr den ausgestreckten Arm an.

Beide wirkten wie ein Paar, allerdings sehr unterschiedlich. Sie würde auch nie auf den Gedanken kommen, dem neuen Begleiter zu entfliehen, und sie sah sich über die Brücke gehen, ohne einen Blick über das Geländer nach unten zu werfen, wo noch immer die Fahrzeuge über den Motorway rauschten. Die hohen Gischtfontänen hörten nie auf.

Erst als die beiden die Brücke verlassen hatten, traute sich Carol, einen forschenden Blick auf den Mann an ihrer rechten Seite zu werfen.

Mann?

Nein, auch nicht Mensch.

Ein Schatten. Eine dunkle Projektion, das war alles, was sich neben ihr bewegte.

Sie dachte daran, daß er von einem Toten- oder Geisterreich gesprochen hatte. Er würde es ihr zeigen, er war einfach in der Lage, dies zu können, und sie fragte sich nicht mehr, ob er selbst aus diesem Reich stammte, denn sie glaubte inzwischen daran.

»Du wirst dich töten, Carol, aber du wirst dich darauf vorbereiten. Und ich stehe dir dabei zur Seite, denn ich besitze das Totenbuch, in das du hineinschauen kannst. Dort wirst du vieles lesen, und du wirst überrascht sein. Wenn du mich und den Inhalt des Totenbuchs verstanden hast, kann es für dich nur eines geben: die Freude auf den Tod…«

***

»Ja, die Freude auf den Tod«, murmelte Carol und räusperte sich. Sie kehrte zurück aus dem Käfig ihrer Erinnerungen, und sie nahm die Umgebung auch wieder so auf, wie sie tatsächlich war. Keine Bilder mehr aus der Vergangenheit. Sie sah wieder die Decke über sich, die grauen Wände der Laube, all das gehörte seit einiger Zeit zu ihrem Leben. Und auch er, der Begleiter, der Schatten, obwohl sie nicht mal seinen Namen wußte. Er sollte ihn auch nicht nennen. Auf alle ihre Fragen hatte er nur erklärt, daß er von ihr als Begleiter angesprochen werden wollte. Nicht mehr und nicht weniger.

Sie lag auf dem Bett. Die Hände hatte sie hinter ihrem Kopf zusammengelegt. Es war stickig in dieser Laube. Die heißen Temperaturen draußen waren auch durch die dünnen Wände gedrungen, und ihr Körper schimmerte wie mit einer Ölschicht

eingerieben.

Carol war nur locker bekleidet, mit einem kurzen, gepunkteten Kleid und Turnschuhen. Es hing in dem schmalen Wandschrank auch noch ein alter Mantel, ein Kittel und eine Strickjacke.

Carol wußte nicht, wem die Laube gehörte. Es war auch niemand zu sehen; niemand störte sie. Hin und wieder nur war der Begleiter erschienen, um sich mit ihr zu unterhalten, aber das Wichtigste, das Totenbuch, hatte er nicht mitgebracht.

Nach seinem dritten Besuch hatte sich Carol endlich getraut, danach zu fragen. Sie hatte jedoch nur eine ausweichende Antwort erhalten. Das Totenbuch wäre im Moment nicht greifbar, so war es ihr gesagt worden, und sie hatte sich damit abfinden müssen.

Warten, nur warten sollte sie.

Carol lag zumeist auf dem Bett. Immer wieder dachte sie über ihr Leben nach, und es gab auch Phasen, wo sie überlegte, ob der Freitod wirklich die beste aller Möglichkeiten war. So sehr sie auch überlegte, sie kam immer wieder zu dem Entschluß, daß es keinen Sinn hatte, das Leben weiterführen zu wollen. Sie war dabei in einen Sog hineingeraten, aus dem sie nie mehr hervorkommen würde. Nicht aus eigener Kraft. Weder kämpfend noch strampelnd, noch bittend. Es blieb dabei, sie würde sich selbst töten. Und sie war gespannt darauf, wie der Begleiter sie führen wollte.

Carol stand auf. Es fiel ihr schwer. Sie fühlte sich ausgelaugt und kaputt. Das Kleid klebte an ihrem Körper, und sie überlegte, ob sie sich waschen sollte.

Im Nebenraum gab es eine Toilette und ein Waschbecken, aus dem kaltes Wasser strömte, aber es erfrischte sie nur ungenügend, denn durch die Hitze kehrte der Schweiß noch schneller zurück.

Sie tappte zum Fenster. Der Fußboden war mit einem schmutzigen, dünnen Teppich belegt, der an einigen Stellen Löcher zeigte. Die Tür sah stabil aus, die beiden Fenster waren es ebenfalls, aber Carol wußte nicht, wem die Laube gehörte.

War der Begleiter der Besitzer?

Daran konnte sie nicht glauben. Sie rechnete eher damit, daß der Eigentümer nicht mehr lebte und deshalb selbst bei diesem Sommerwetter nicht in seine Laube zurückkehrte.

Carol schaute durch das Fenster.

Vor ihr lag ein Garten. Nicht unbedingt gepflegt. Hohes Unkraut und auch Sträucher nahmen ihr die Sicht. Beides wurde überragt von irgendwelchen Obstbäumen, und den Garten des Nachbarn sah sie nicht. Sie hatte sowieso nur wenige Menschen in der Nähe gesehen. Die meisten anderen Gärten lagen abseits des ihren. Dieser hier stand ziemlich verloren im Gelände. Zu essen und zu trinken hatte sie auch genug. Der Begleiter hatte eben für alles gesorgt.

Nur das Totenbuch fehlte!

Zuerst hatte sich Carol darauf gefreut. Jetzt aber, wo doch viel Zeit verlorengegangen war, wollte sie es nicht mehr sehen. Sie war bei ihrem Entschluß geblieben, und sie würde den Suizid durchführen, das stand fest. Dazu brauchte sie nicht mal das Totenbuch, sie brauchte auch keine Richtlinien, nicht mal eine Brücke.

Es gab andere Methoden, um sich vom Leben in den Tod zu befördern. Und diese Möglichkeiten waren auch hier vorhanden. Da brauchte sie nur an den kleinen Waschraum zu denken, in dem sich auch ein gewisses Gartenwerkzeug befand. Mit einem Spaten, einer Schaufel oder einer Hacke konnte sie sich schon töten.

Eine Möglichkeit, doch eine ungewöhnliche.

An diesem Tag dachte sie intensiver daran. Sie wollte es einfach probieren. Es ging nicht an, daß sie nur auf dem alten Bett lag und über bestimmte Dinge nachsann. Der Vorsatz mußte in die Tat umgesetzt werden. Nach einem letzten Blick in den Garten drehte sich Carol auf der Stelle um und ging dorthin, wo sich die kleine Kammer befand, deren Tür nicht abgeschlossen war.

Sie öffnete die schmale Tür.

Toilette und Waschbecken interessierten sie nicht. Für einen Moment rümpfte sie die Nase, denn aus dem Toilettenkübel stieg ein widerlicher Fäkaliengeruch. Auch ein Zeichen dafür, daß sich der Luftdruck änderte und ein Tiefdruckgebiet im Anmarsch war.

Das Werkzeug lehnte an der Wand.

Zwei Spaten, eine Schaufel. Am Metall klebten noch Schmutzreste, dicker, braungelber Lehm.

Die Werkzeuge interessierten sie nicht. Sie suchte nach anderen Dingen und bückte sich.

Vielleicht eine kleine handliche Hacke, die wäre ideal gewesen!

Carol bückte sich, nachdem sie einige Kleidungsstücke zur Seite geräumt hatte. Sie suchte den Boden ab und entdeckte erst jetzt den dunklen Kunststoffeimer. Er war bisher durch den langen, grauen Kittel verdeckt gewesen. Ihre Augen leuchteten auf, als sie den Inhalt erkannte. Es war genau der, nach dem sie gesucht hatte.

Sie blieb knien. Dabei saugte sie die Luft durch die Nase ein. In die Augen trat ein Schimmer der Freude. Das Schicksal stand wieder auf ihrer Seite. Genau in diesem Augenblick spürte es Carol Holmes überdeutlich. Sie brauchte das Totenbuch nicht, sie brauchte auch den Begleiter nicht, alles was sie benötigte, würde sie in diesem Eimer finden. Sie zog ihn zu sich heran, ins Licht.

Er kratzte über den schmutzigen Boden.

Carol fand eine Schere, eine Kantenschere für das Gras.

Auch nicht schlecht…

Sie legte sie neben sich und suchte weiter. Das Messer war

vorhanden. Das Stechmesser für den Boden, das Ähnlichkeit mit einem Löffel aufwies.

Sehr gut…

Die anderen Dinge interessierten sie nicht. Ein verrosteter Wasserhahn, zwei dicke Schrauben und eine kleine Handharke mit krummen Fingern aus Metall.

Wichtig waren die Schere und das Stechmesser.

Carol Holmes schob den Eimer wieder zurück an die alte Stelle, griff nach beiden Gegenständen und stand auf. Zu heftig, das Blut stieg ihr in den Kopf, ihr wurde schwindelig, sie mußte sich an der Wand abstützen.

Außerdem war die Luft grauenvoll. Carol wäre gern nach draußen gegangen, das hätte sie auch gekonnt, denn die Tür war nicht abgeschlossen, aber der Begleiter hatte es ihr in ihrem eigenen Interesse verboten, wobei er auf Einzelheiten nicht eingegangen war, und so ließ sie es lieber bleiben.

Carol ging wieder zurück in das größere Zimmer der Laube und setzte sich auf die Bettkante, denn der alte Stuhl war ihr einfach zu hart und unbequem.

Das »Werkzeug«. hatte sie neben sich gelegt.

Sie lächelte, als sie zuerst nach der Schere griff. Sie war zwar nicht mehr die neueste, und verrostet war sie auch, aber sie würde ihren Zweck erfüllen, wenn es darauf ankam. Davon ging sie aus.

Die Schere ließ sich schwer auf klappen. Wenn Carol es dann damit tat - sollte sie sich die Waffe in den Magen rammen - oder in den Hals?

Sie wußte es noch nicht genau, legte die Schere wieder zu Seite und griff nach dem Messer.

Über ihre Lippen huschte ein kaltes Lächeln. Sie würde es tun! Sie wollte nicht mehr so weiterleben und unter ihrer Umwelt leiden. Der Tod war für sie das Absolute überhaupt.

Schere oder Messer?

Sie wog beide in den Händen. Mit der rechten Hand hielt sie das Messer fest, mit der linken die Schere. Dann hatte sie sich entschieden. Das Stechmesser rutschte ihr aus der Hand und fiel vor dem Bett zu Boden.

Die Schere lag jetzt in ihrer rechten Hand. Carol war zufrieden. Sie setzte die Spitze der Schere dicht unter ihrem Hals an.

War es die richtige Stelle?

Sie verstärkte den Druck.

Der erste Schmerz war wie ein leichter Biß, der ihren Hals erwischte. Sie merkte auch, daß sich ein Tropfen Blut aus der kleinen Wunde löste, und ihre Lippen verzerrten sich. Es war kein Lächeln, es war einfach der Ausdruck des Abschieds von dieser Welt. Sie fühlte sich

verlassen, sie war enttäuscht, denn ihr Begleiter hatte sie einfach im Stich gelassen.

Sie drückte die Schere noch mehr gegen ihren Hals. Der Schmerz nahm zu, die Wunde vergrößerte sich, auch das Blut trat jetzt stärker aus ihr hervor und verteilte sich auf ihrem Hals.

Sie würde es packen, auch wenn es sie Mühe kostete, sich auf diese Art und Weise umzubringen.

Ein Tod auf Raten. In Zeitlupe. Nein, da war es besser, wenn sie blitzschnell und mit Schwung zustieß.

Den Gedanken setzte Carol in die Tat um.

Sie schielte auf die Waffe, maß die Höhe ab und fand, daß sie nicht richtig damit lag.

Weiter nach unten.

Ihre Hand sank.

Aber sie zitterte auch.

Es war beinahe wie auf der Brücke. Noch hielt sie das dünne Seil des Lebens, aber es war brüchig geworden, es stand dicht vor dem Zerreißen, und die Frau holte noch einmal tief Luft.

Der letzte Atemzug.

Dann war sie bereit!

***

Ich fuhr durch die Gegend und hielt Ausschau nach einem Platz, wo ich den Rover abstellen konnte.

Viel hatte sich an diesem Tag nicht verändert, bis auf die Tatsache, daß die Sonne nicht mehr wie ein glühender Ball am Himmel stand. Hinter die Wolken hatte sie sich zurückgezogen. Es war zwar weniger heiß dadurch, aber die Schwüle ließ sich kaum aushalten und trieb den Menschen das Wasser aus den Poren.

Am Wochenende war hier in dieser Gartenanlage sicherlich mehr los, nun aber, an einem Mittwoch, zudem bei sehr schwülem Wetter, wirkte das Gelände verlassen. Es war einsam, still, als wartete es auf ein bestimmendes Ereignis.

Ich suchte noch immer den Parkplatz. Daß es einen geben mußte, stand für mich fest, und so rollte ich weiterhin über den schmalen Weg, der rechts und links von Hecken gesäumt wurde, die hätten beschnitten werden müssen. Die Zweige schabten zu beiden Seiten der Karosserie entlang. Wenn jetzt Gegenverkehr kam, war ich geliefert.

Das Schild war nicht zu übersehen. Flower Inn las ich dort. Und darunter: Parking.

Wunderbar. Das Flower Inn entpuppte sich als Kneipe am Ende der Anlage, wobei ich hoffte, daß das Lokal geöffnet war. Ich mußte nach links fahren, die Hecken waren plötzlich verschwunden. Ich landete auf einem staubigen Platz und schaute auf ein flaches, barackenartiges

Gebäude, an dem die Fenster offenstanden, um Durchzug zu schaffen. Nicht mal ein halbes Dutzend Autos parkte vor einem grün gestrichen Maschendrahtzaun, hinter dem die ersten Gärten begannen, Allerdings sah ich auch einige Motorräder. Ihre Fahrer saßen auf billigen Kunststoffstühlen vor dem Lokal.

Zwischen ihnen standen runde Tische. Bei den Kameraden floß das Bier in Strömen, und die Bilder von betrunkenen Autofahrern kamen mir in den Sinn.

Ich stieg aus und zog mir die verklebte Sommerjeans von den Beinen. Die Hitze war schlimm.

Feuchtigkeit lag unsichtbar in der Luft. Ein ideales Wetter für Insekten.

Am liebsten hätte ich die Jacke und Hemd zur Seite gefeuert, aber das Jackett mußte sein, es verdeckte die Beretta.

Ich träumte wieder von einem kühlen Meer, weichem Nordseestrand, wo es nicht überfüllt war und man keinen Horror bekam wie an Spaniens Küsten, wo sich internationale Menschenmassen in die Fluten warfen, als wollten sie das Meer leertrinken.

Es war zumindest damit zu rechnen, daß ich in der Kneipe einen Wirt oder eine Wirtin vorfand.

Schon oft genug hatten mir die Besitzer solcher und ähnlicher Kneipen mit Informationen weitergeholfen. Ich hoffte, daß es auch heute so sein würde.

Die Fans der heißen Öfen schauten mir zu, wie ich auf den Eingang zuging. Sie sagten allerdings nichts und tranken weiter. Auch zwei Frauen befanden sich unter ihnen.

Ich betrat durch die offene Tür den Innenraum. Er strahlte die Gemütlichkeit einer Bahnhofshalle aus, wo die Besitzer nur auf den reinen Durchgangsverkehr spezialisiert waren.

Der Wirt las Zeitung. Er stand hinter der Theke, und die dünnen Blätter flatterten im Durchzug. Er hatte mich gehört, schaute aber erst auf, als ich an den schmucklosen Tischen und Stühlen vorbeigegangen war und vor ihm stehenblieb.

»Guten Tag«, sagte ich.

Er ließ die Zeitung sinken, schaute mich an, und ich schaute ihn an. Er hatte eine Halbglatze und trug ein schwarzes Stirnband. Das Unterhemd war ebenfalls schwarz, die Hose eine blaue Jeans.

Sein Gesicht sah müde aus, die Lippen verzogen sich zu einem knappen Grinsen, und er sagte zur Begrüßung: »Scheiß Hitze!«

»Stimmt.«

Der Mann wischte Schweiß von seiner breiten Stirn und reckte das eckige Kinn vor. »Was wollen Sie trinken?«

»Eigentlich nichts.«

»Tatsächlich. Das freut einen Wirt immer.«

»Nehmen Sie es nicht persönlich. - Ich hätte aber gern eine Auskunft von Ihnen.«

»Hau ab!«

Ich blieb gelassen. »Vielleicht denken Sie noch einmal darüber nach«, sagte ich und zeigte ihm meinen Ausweis.

»Ach, ein Bulle?« staunte er.

»So ähnlich.«

»Kann man nichts machen. Wenn Sie die Typen da draußen meinen, die sind radikal in Ordnung…«

»Radikal ist gut, Meister. Aber die meine ich nicht. Mir geht es um einen Menschen, der in dieser Anlage hier einen Garten hat und ich würde gern wissen, wo ich ihn finden kann.«

Der Knabe vor mit hob die Schultern.

»Ein Wasser«, bestellte ich. »Groß oder klein?«

»Klein.«

Er holte die Flasche aus der Kühlung, auf ein Glas verzichtete ich, und während er den Verschluß öffnete, erkundigte sich der Wirt nach dem Namen des Gesuchten.

»Paul Sibelius.«

Der Mann hatte die Flasche herüberreichen wollen, jetzt aber, wo er den Namen erfahren hatte, hielt er sie mit einer Hand fest, als wollte er den Inhalt anwärmen.

»Ist was?«

»Was wollen Sie denn von dem?« Er schob mir die Flasche rüber. Ich nahm den ersten Schluck.

»Nur mit ihm reden.«

Der Wirt lachte. »Das ist gut. Aber Sie werden wieder umkehren müssen. Soviel ich weiß, hat sich Paul schon lange nicht mehr blicken lassen. Ich weiß nicht, was mit ihm ist.«

»Was war er denn für ein Typ?«

Während ich die Flasche wieder ansetzte, hörte ich die Antwort. »Keiner, der hierher paßte. Er war ein Einzelgänger. Er war verschlossen. Er hat kaum mit jemand gesprochen und sich nur in seine verdammte Hütte verkrochen.«

»Pflegte er denn seinen Garten?«

»Auch nicht. Haben die anderen zumindest erzählt.«

»Dann war er wohl ein beliebtes Gesprächsthema hier - oder?«

»Kann man sagen.« Der Wirt überlegte und drehte feuchte Härchen auf seinem linken Arm zusammen. »Wenn er schon mal redete, dann erzählte er immer von gewissen Welten und gefährlichen Zonen, in die Menschen hineingeraten können. Er muß sich wohl mit dem Tod und dem Jenseits beschäftigt haben.«

»Welche Zonen denn?«

»Da habe ich keine Ahnung.«

»Und andere?«
»Wie meinen Sie das?«
»Gibt es Personen, die mehr über ihn wissen als Sie?«
»Klar, andere Leute hier. Aber die sind nicht da. Erst am Wochenende geht es hier los.«
»Da kann man wohl nichts machen.«
»Sie werden Paul auch nicht in seiner Bude finden, Mister. Darauf können Sie Gift nehmen.«
»Lieber nicht.« Ich lächelte. »Aber Sie können mir sicherlich sagen, wo ich die Hütte oder Laube finden kann?«
»Klar, aber das ist ziemlich weg. Am Ende der Anlage.«
»Als Polizist ist man Kummer gewohnt.«
Er machte mir eine Skizze, an der ich mich orientieren konnte. Ich beglich inzwischen die Rechnung, verabschiedete mich dann und ging an der Clique vorbei, die mit sich selbst beschäftigt war.
Die Gartenanlage war wie ein Schachbrett angelegt. Der Stadtplan von Manhattan im Kleinen. Es gab Längs- und Querwege, irgendwo trafen sie immer zusammen, und auf dem Gelände dazwischen lagen dann die Gärten.
Die wenigen Hobbygärtner, die sich auf ihrer Scholle aufhielten, dachten nicht daran, bei der Hitze irgendeiner Arbeit nachzugehen, das wäre auch lebensmüde gewesen. Sie hockten vor ihren kleinen Häusern und kühlten ihre Hälse mit Bier.
Manche Parzellen wurden von Hecken umfriedet, bei anderen reichten Maschendrahtzäune.
Über dem Gelände lag die Luft wie eine schwere Decke. Und sie stand auch. Kein Windhauch wirbelte sie durcheinander. Nicht ein Blatt oder Halm bewegte sich.
Es war auch seltsam still. Die stehende Luft trug das Echo einer Stimme besonders weit, deshalb waren auch die wenigen Menschen in ihren Gärten zu hören.
Unterwegs pflückte ich mir einige Kirschen, aß sie, spie die Steine aus und fühlte mich wie ein kleiner Junge. Die Lockerheit aber verging, je mehr ich mich meinem Ziel näherte. Ich hatte einen der Hauptwege verlassen und war in einen schmaleren eingebogen. Auch er durchschnitt Gartenanlagen, ich schaute nach vorn und konnte bereits die Grenze erkennen. Schon jetzt fiel mir auf, daß die kleinen Gärten dort nicht so gepflegt aussahen wie im Eingangsbereich.
Zwei Lauben wirkten vergammelt. Bei einer fehlte sogar ein Teil des Dachs.
An ihnen ging ich vorbei und blieb dann stehen, denn auf der rechten Seite des schmalen, von Unkraut überwucherten Wegs lag die Laube, die mich interessierte!
Mein Blick fiel in den Garten, und ich schüttelte den Kopf. Das war

kein gepflegter Acker mehr, diese Scholle glich bereits einem Dschungel, allerdings von einem mitteleuropäischen Urwald überwuchert, mit viel Gras, Unkraut, Buschwerk und einigen Obstbäumen. Sie Sicht auf das Gartenhaus war mir nicht ganz genommen. Ich entdeckte ein graues Etwas mit einem dunkleren, flachen Dach darauf.

Ein Tor war zwar vorhanden, aber es stand offen und hing zudem schief in den Angeln.

Ohne Schwierigkeiten betrat ich das Gartengrundstück. Schon nach den ersten Schritten kam mir in den Sinn, daß nicht alles normal war. Die Stille war drückender geworden, auch lauernder?

Das Haus machte einen ebenso toten Eindruck wie der Garten, aber ich war mit einer Einschätzung vorsichtig und duckte mich trotz des hoch wachsenden Gestrüpps.

Etwas trieb mich an, schneller zu gehen, und ich sah zu, so rasch wie möglich eines der Fenster zu erreichen.

Ich ging davon aus, daß sie schmutzig waren und bekam es auch bald bestätigt.

Viel zu sehen war nicht.

Ich wurde forscher und wischte von außen den Dreck vom Glas. Die Sicht war jetzt besser, mir gelang der erste Blick in das kleine Haus, aber auf die Einrichtung achtete ich nicht.

Mich interessierte die Frau auf dem Bettrand, die ihre Augen möglicherweise halb geschlossen hielt, so genau war das nicht zu erkennen, aber sehr deutlich sah ich die schwere Rosenschere in ihrer Hand, die sie so hielt, daß die Spitze genau auf ihren Hals zeigte.

Das sah nach Selbstmord aus!

Ich handelte automatisch. Blitzschnell zog ich die Beretta, schlug die Scheibe ein, und in dieses klirrende und platzende Geräusch schickte ich meine Stimme.

»Tun Sie es nicht!«

***

Die Frau zuckte zusammen. Sie hatte mich gehört. Ich wiederholte meinen Befehl, und endlich regte sie sich, denn sie hob den Kopf an und starrte auf das Fenster.

»Weg mit der Schere!«

In ihren Augen lag ein entrückter Ausdruck. Die Hand senkte sich zumindest ein wenig nach unten.

Obwohl ich mir der Gefahr durchaus bewußt war, in der sie noch immer schwebte, riskierte ich es, verließ meinen Platz und hetzte an der Hauswand entlang zum Eingang der Laube hin, darauf hoffend, daß die Tür nicht verschlossen war.

Ich hatte Glück, riß sie auf und stolperte in die Laube hinein, wo die

Frau mit den braunen Haaren und dem runden Gesicht noch immer in derselben Haltung hockte.

Zwei Sekunden später hatte ich ihre rechte Hand gepackt und drehte den Arm so hart zurück, daß sie aufschrie und die Schere fallen ließ. Mit einem Tritt beförderte ich sie aus ihrer Reichweite.

Blut war bereits geflossen. Drei Streifen liefen wie winzige Bäche am Hals entlang und verteilten sich wie die Mündungsarme eines Dreiecks. Die Frau bewegte sich noch immer nicht. Sie glotzte in die Ferne. Was sie sah, wußte sie wohl nur selbst, ich jedenfalls konnte in diesem Raum kein richtiges Ziel erkennen.

Neben ihr nahm ich Platz.

Ich atmete keuchend. Sie dagegen war die Ruhe selbst. Die Unbekannte hatte sich unter Kontrolle, und ihr Atem strömte nur aus den beiden Nasenlöchern hervor.

Sie trug ein dünnes Fähnchen als Kleid, das in die Höhe gerutscht war. Die Schuhe mußten wohl aus dem Fundus stammen. Sie paßten nicht zum Kleid, weil sie zu klobig waren.

»Alles in Ordnung?« fragte ich. Es waren keine besonderen Worte, aber in dieser Lage fiel mir nichts anderes ein.

Sie bewegte sich nicht.

»Bitte«, sagte ich und berührte ihren schweißverklebten Arm. »Warum wollten Sie das tun?«

»Ich will tot sein!«

»Nein, nicht! Das ist…«

Diesmal unterbrach sie mich, und abermals hörte ich keine Modulation in ihrer Stimme. »Ich will aber tot sein. Dieses Leben kann nicht mehr so weitergehen.«

»Ist der Tod eine Lösung?«

»Für mich schon.«

»Sie sind jung und…«

»Das weiß ich alles. Aber ich habe mehr durchgemacht als Menschen, die doppelt so alt sind wie ich. Das können Sie mir glauben.«

»Wie heißen Sie?«

»Carol Holmes.«

»Okay, Carol, ich bin John, und ich kann nicht zulassen, daß Sie sich umbringen!«

»Gehen Sie!«

»Nur *mit* Ihnen!«

Carol senkte den Kopf. »Ich bleibe. Für mich hat alles keinen Sinn mehr. Ich will nicht mehr leben. Ich kann es auch nicht. Es ist vorbei. Es ist alles vorbei, verstehst du?«

»Ja und nein.«

»Was heißt das?«

»Darüber sollten wir an einem anderen Ort reden.«

»Nein, ich bleibe.«
»Wer wartet denn noch auf Sie?«
»Der Tod!«
Ich lachte. »Carol, der kann warten. Der Tod hat Zeit, und ich lasse nicht zu, daß er über Ihre Zeit bestimmt.«
Sie ging auf meine Bemerkung nicht ein und sagte: »Ich hätte es schon damals tun sollen. Ich stand schon auf der Brücke…«
»Wunderbar, Carol!« lobte ich sie. »Da haben Sie es doch auch nicht getan. Warum denn jetzt?«
»Es ist jemand gekommen.«
»Ein Retter?«
»Fast.«
»Was war er genau?«
»Er hat versprochen, mich in den Tod zu führen. Er wollte mein Begleiter sein und mir auch das Totenbuch zeigen. Das hat er alles gesagt, und ich habe ihm vertraut.«
Es versteht sich von selbst, daß ich in den letzten Sekunden große Ohren bekommen hatte. Plötzlich lagen die Dinge wieder ganz anders und rückten auch näher zusammen. Hier öffnete sich die Spur zu diesem Begleiter oder Schatten, und Carol konnte mich näher an ihn heranbringen.
»Tja, das ist natürlich Pech«, sagte ich. »Dann hat er sie eben belogen, denke ich mir.«
»Nein.« Sie ballte ihre Hände. »Sie kennen ihn nicht.«
»Vielleicht doch.«
»Wollte er Ihnen auch den Weg in den Tod ebnen?«
»Nein, mir weniger, aber einem Bekannten von mir, dem diese Laube und der Garten gehört.«
»Starb er?«
»Ja, er lebt nicht mehr.«
Durch Carols Gestalt ging ein Ruck. »Sehen Sie, dann hat er nicht gelogen, und ich kann weiterhin auf ihn vertrauen.«
»Er ist nicht Sie, Carol. Ich werde es nicht zulassen, daß er Sie ins Jenseits begleitet. Und falls sie das Totenbuch suchen, es befindet sich in meinem Besitz!«
Diese Erklärung hatte sie geschockt. Plötzlich ruckte ihr Kopf herum. Ich starrte aus unmittelbarer Nähe in ihr Gesicht und las dort jede Regung ab. Staunen und Freude mischten sich dort. Ihre Augen waren sehr groß geworden, die Lippen zitterten, die Nasenflügel bebten, und dann schüttelte sie den Kopf. »Es stimmt nicht.«
»Doch, es ist alles wahr.«
»Ich will es sehen!«
»Das können Sie. Wir beide werden jetzt aufstehen, das Haus hier verlassen und zu meinem Fahrzeug gehen, das ich nicht weit von hier

abgestellt habe.«
»Das kann ich nicht glauben.«
»Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.« Ich stand bereits und hatte ihren Arm umfaßt, um sie in die Höhe zu ziehen, aber sie machte sich schwer und blieb sitzen. Ihre Augendeckel bewegten sich, der Mund formulierte eine geflüsterte Frage. »Wie sieht es aus?«
»Es ist schwarz.«
»Auch dick?«
»Es geht.«
»Was steht darin?«
»Ich weiß es nicht auswendig, aber Sie werden alles lesen können, wenn wir beim Rover sind.«
Carol senkte den Kopf. »Einen Rover fahren Sie?« Dann hob sie die Schultern. »Nun gut, ich weiß dann Bescheid.«
Sie traf tatsächlich Anstalten, sich von der Bettkante zu erheben. Dabei bewegte sie sich schwerfällig und drückte ihren rechten Arm noch nieder, als wollte sie sich irgendwo abstützen. Ich war darauf konzentriert, die Umgebung zu beobachten und sah auch die schmutzigen Scherben auf dem Boden liegen. Durch das offene Fenster strömte jetzt ein warmer Wind.
Wind?
Ich hörte den Laut der Wut, und der Wind nahm an meiner rechten Seite stark zu. Aber nur, weil sich Carol Holmes so heftig gedreht hatte. Nicht grundlos. In der rechten Hand hielt sie einen messerähnlichen Gegenstand. Sie hatte bereits ausgeholt und war bereit, mir dieses Ding tief in den Leib zu stoßen…

***

Wegspringen konnte ich nicht mehr. Die Zeit war einfach zu kurz dafür, so blieb mir nur die eine Chance.
Das Knie hochreißen und dabei auf mein Glück vertrauen. Ich rammte mit dem Knie ihre Hand, lenkte die Waffe ab, aber sie erwischte mich trotzdem. Sie erwischte mich am Oberschenkel, zerfetzte die Hose und riß eine schmerzende Furche ins Fleisch.
Jemand schrie wütend auf. Ich war es nicht, sondern die Frau, die über ihre erste Attacke unzufrieden war und schon wieder ausgeholt hatte, um mir dieses komische Ding erneut in den Leib zu rammen.
Diesmal war ich auf der Hut.
Ich drehte mich zur Seite, allerdings zur falschen und landete auf dem Bett, das unter meinem Aufprall nachgab, allerdings nicht zusammenbrach. Mit den Händen konnte ich mich nicht verteidigen, ich mußte einfach die Füße einsetzen, zog die Beine an und rammte sie genau in dem Augenblick vor, als Carol mit hocherhobenem Messerarm auf mich zusprang.

Mein wuchtiger Tritt erwischte sie vorher. Sie fiel zurück und ruderte dabei mit den Armen. Dann krachte sie gegen den Tisch, der weiterrutschte, aber nicht umfiel, weil er von der Wand gebremst wurde.

Dafür rutschte Carol weg. Sie hatte in einer für sie ungünstigen Schräglage gehangen. Als sie fiel, sah es aus wie in einer Zeitlupenszene.

Ich war längst wieder auf den Beinen. Eine weitere Chance zum Angriff bekam Carol nicht mehr.

Ich war sofort bei ihr und wand ihr mit einem geschickten Griff auch die zweite Waffe aus der Hand.

Dann zerrte ich sie hoch.

Sie wehrte sich nicht. Carol war zu einem wimmernden und zitternden Bündel geworden, als ich sie auf das Bett warf, wo sie liegenblieb und nicht mehr an Gegenwehr dachte.

Ich bekam Zeit, mich um meine Verletzung zu kümmern. Zuerst schaute ich mir den Stoff an, der einen Riß bekommen hatte. Ich erweiterte ihn und entdeckte die lange, blutige Schramme an meinem Oberschenkel. Jetzt, wo die erste Anspannung vorbei war, spürte ich auch den Schmerz, der sich glühend über mein Bein fraß und dabei den Weg nach oben ebenso nahm wie den nach unten.

Das Bein konnte ich normal bewegen und den ziehenden Schmerz mußte ich mir eben verbeißen.

Ich drehte mich um.

Carol Holmes lag auf dem Rücken und starrte mich an. Sie sah aus wie eine Person, die unter Fieber leidet, was ich besonders in ihren Augen entdeckte. Wenn man von einem heißen, wütenden und haßerfüllten Blick sprechen konnte, dann traf es bei ihr zu. Freunde waren wir beide sicherlich nicht und würden es auch nicht werden.

Ich nahm wieder Platz. Bei dieser Bewegung verdoppelte sich der Schmerz, aber ich ließ mir nichts anmerken, sondern sprach Carol an. »Warum? Warum nur?«

»Du kannst mich nicht aufhalten!« keuchte sie. »Du kannst mich nicht von ihm trennen.«

»Er war noch nicht hier!« erwiderte ich. »Er hat dir das Totenbuch versprochen, aber nicht gezeigt.«

»Ich werde es noch sehen!« kreischte sie. »Ganz bestimmt werde ich es noch sehen.«

»Da müßte es mir dein Begleiter abnehmen.«

»Das wird er auch. Vielleicht hat er es schon. Du hast es unbewacht gelassen, nicht wahr?«

Es stimmte, und mit ihren Worten hatte sie mich auf einen Schwachpunkt hingewiesen, der mir überhaupt nicht gefiel. Ich war ehrlich gegen mich selbst, denn ich hatte das Totenbuch einfach

vergessen. Sollte der Begleiter in der Nähe sein, dann würde er es auch finden.

Hier in dieser Hütte wollte ich nicht länger bleiben. Das erklärte ich Carol auch. »Kommen Sie mit. Es hat sich nichts geändert. Sie werden das Totenbuch in die Hände nehmen können, aber zu meinen Bedingungen. Ist das klar?«

»Ich will nicht.«

Sie blieb zwar liegen, nahm aber eine Abwehrhaltung an. Dabei hatte sie die Beine und Arme angewinkelt.

Sie erinnerte mich in diesem Moment an eine große Katze, die auf dem Rücken liegt und darauf wartet, sich wieder in die Höhe zu wuchten.

»Sie werden aber mitgehen, Carol!«

In meinen Augen hatte sie wohl gesehen, daß ich es ernst meinte. Das war auch der Fall. Wenn sie nicht freiwillig mit mir kam, mußte ich leider Gewalt einsetzen. Ich wollte sie nicht allein lassen, denn nur durch meine Begleitung konnte ihr Leben gerettet werden.

Plötzlich lächelte sie. Ein falsches Lächeln, das war zu sehen. Sie richtete sich auch auf. Ihre leicht nach oben gebogene Nase schnupperte, als wollte sie einen besonderen Duft einfangen. Dann saß sie auf dem Bett und starrte zu mir hoch.

»Er ist hier, John. Er ist hier! Ich weiß es genau. Der Begleiter hat mich nicht im Stich gelassen.«

Sie rieb ihre Hände wie ein Kind, das sich freut. »Er ist wirklich hier. Ich habe ihn schon gehört, und er wird mich retten.«

Ich lachte über diese Worte nicht. Sie konnten durchaus zutreffen, denn Carol wußte mehr als ich.

Sie stand auch in einem anderen Kontakt zu diesem Wesen, aber ich entdeckte ihren Begleiter nicht, auch wenn ich mich umschaute.

»Stehen Sie auf!«

»Gern!« erklärte Carol und lachte mich dabei an. »Ich mache alles, was du willst.«

Sie kam tatsächlich hoch, drehte sich vor mir und breitete die Arme aus. »Wohin jetzt?«

»Nach draußen.«

Carol nickte. Sie schob sogar ihren Arm unter den meinen, so daß wir aussahen wie ein Paar, als wir in Richtung Ausgang gingen. Carol gab sich locker, sie wirkte sogar heiter, und auf ihren Lippen lag ein breites, schon glückliches Lächeln.

Die Tür war nach meinem hastigen Eindringen nicht wieder zugefallen. Ich trat sie trotzdem noch weiter auf, blieb dicht hinter der Schwelle stehen und schaute in den Garten hinein.

Zwar hatte Carol von ihrem Begleiter gesprochen, zu sehen aber war er nicht. Der Garten lag normal und auch leer vor uns. Weder Mensch

noch Tier bewegte sich darin.

Carol stieß mich an. »He, suchst du ihn?«

»Nein.«

»Du wirst ihn auch nicht sehen können, denn er ist bei mir, John, nur bei mir. Er hat es mir versprochen, und ich habe gemerkt, daß er sein Versprechen auch halten will.«

»Was hat er dir gesagt?«

»Daß ich mir keine Sorgen zu machen brauche. Er wird mich an das Ziel heranbringen. Er ganz persönlich.«

»Dann werden wir beide mal weitergehen. Auch ganz persönlich.«

Sie stemmte sich von mir weg. »Und wohin.«

»Ich sagte Ihnen, daß wir das Totenbuch holen werden. Es liegt in meinem Fahrzeug. Allerdings werden wir bis zum Parkplatz laufen müssen. Aber das schaffen Sie bestimmt.«

»Klar, falls wir dort ankommen.«

»Ich sorge dafür.« Das Kreuz steckte griffbereit in meiner rechten Jackentasche. Der Frau war dieser Wechsel nicht aufgefallen.

Wieder durchquerte ich den Garten. Diesmal allerdings in Begleitung, und locker war ich im Gegensatz zu meiner Begleiterin nicht. Ich hielt die Augen offen und wünschte mir auch, welche an meinem Rücken zu haben. Da dieser Wunsch nicht in Erfüllung ging, war ich gezwungen, mich des öftern umzudrehen.

Sichtbar verfolgt wurden wir nicht. Das mußte nichts zu sagen haben. Ich traute dem Begleiter einiges zu, obwohl ich noch immer nicht wußte, wer sich hinter ihm verbarg.

Der Begriff Begleiter war mir einfach zuwenig. Es mußte ein Motiv geben und sicherlich auch einen Zusammenhang zwischen dem wunderlichen Paul Sibelius und ihm.

Den Garten ließen wir hinter uns. Nach dem kleinen Tor wandten wir uns nach rechts. Der Weg war mit Unkraut überwuchert, aber auf dem Boden lagen kleine Steine, die sich dort wie Schotter verteilten und unter unseren Sohlen knirschten.

Der Nachmittag war bereits in den frühen Abend übergegangen. Das Wetter war unverändert schwül. Kopfschmerzen kündigten sich bei mir an.

Rechts und links breiteten sich die Gärten aus. Die Stille war geblieben. Musikfetzen drangen aus einem Garten an unsere Ohren. Wir nahmen auch den Rauch eines Grillfeuers wahr. Von vorn drang uns ein dumpfes Dröhnen entgegen. Motorradgeknatter. Die Clique, die in dem Lokal einen zur Brust genommen hatte, fuhr ab. Das Echo ihrer Maschinen waberte noch eine Weile durch die Stille, bis es schließlich verebbte. Andere Geräusche waren wieder zu hören.

Eine Frau rief nach ihrem Mann.

Jemand lachte laut.

Die Musik änderte sich, denn in einem anderen Garten saß jemand, der gern Opern hörte.

Carols Heiterkeit blieb. Sie fühlte sich so glücklich wie eine Braut, die endlich die Stunde ihrer Hochzeit vor sich liegen sah. Je besser sich Carol fühlte, um so mulmiger wurde mir. Was wußte sie? Was hatte man ihr gesagt? Was es dem Begleiter tatsächlich möglich gewesen, mit ihr Kontakt aufzunehmen?

Ich hatte keine Ahnung, ging aber von gewissen Dingen aus und mußte mit dem Schlimmsten rechnen.

Überraschungen aller Art war ich gewohnt, auch Angriffe aus dem Unsichtbaren hervor.

Ich wollte Carol etwas aus ihrem fröhlichen Rhythmus herausbringen und fragte sie deshalb:

»Warum wollten Sie in den Tod gehen? Was hat Ihnen dieses Leben so Schlimmes gebracht, daß Sie es einfach wegwerfen wie einen alten Lappen?«

»Das ist gut, John. Ja, Lappen ist gut. Mehr ist das Leben für mich auch nicht gewesen. Nur ein Lappen, ein alter, stinkender Lappen, der vernichtet werden muß.«

»Das sehe ich anders.«

»Du kannst daran nichts ändern.«

»Ich möglicherweise nicht, aber ich könnte dafür sorgen, daß du deine Meinung änderst.«

»Ach ja, wie denn?«

»Es gibt Menschen, die darauf geeicht sind, anderen wieder Mut zu machen. Die wahren Begleiter und keine, die den Tod wollen, so wie dein verdammter Schatten.«

»Darauf pfeife ich!«

»Noch!«

»Immer!« rief sie und lachte. Sie wollte sich von mir losreißen, aber mein Griff um ihr Gelenk war sehr fest. Carols Laune hatte dies keinen Abbruch getan. Sie tanzte neben mir her, sie lachte dabei, als wollte sie die Menschen anlocken, die sich noch in den Gärten aufhielten, aber es nahm niemand von uns Notiz, und so kamen wir unangefochten in den Sichtbereich des Parkplatzes.

Vor dem Haus standen die Tische und Stühle. Der Wirt war dabei, die Gläser wegzuräumen. Er stellte sie auf ein Tablett und schaffte sie ins Haus, dabei warf er dem Himmel einen skeptischen Blick zu. Wenn es Sturm gab, konnte er für heute zumachen.

»Er ist noch immer bei mir«, sagte Carol, um mich an ihren Begleiter zu erinnern.

»Wen stört's?«

»Dich nicht?«

»Nein, denn ich warte einfach darauf, ihn zu sehen. Ich wünsche ihn

mir sogar herbei.«
»Dann willst du auch sterben, wie?«
»Davon habe ich nicht gesprochen.«
»Aber es wird so kommen!« keuchte sie, »denn meine Feinde sind auch seine Feinde.«
Ich wollte das Thema abschließen und deutete mit der freien Hand auf den Rover. »Dort steht mein Wagen, und auf dem Beifahrersitz liegt das Totenbuch.«
Carol war skeptisch. »Du wirst es beweisen müssen.«
»Keine Sorge, das werde ich.«
»Da bin ich gespannt.«
Ich hob die Schultern und ging mit ihr weiter. Der Wirt war in seiner Kneipe verschwunden, Carol und ich befanden uns allein auf dem mit kleinen Steinen bestreuten Parkplatz. Es roch nach Staub und Blumen, außerdem schwängerte der Geruch von verbranntem Gummi die Atemluft.
Der Platz war leer, zumindest für mich und meine Augen. Carol Holmes würde sicherlich anders darüber denken, aber sie hielt sich klugerweise zurück.
Neben dem Rover blieb ich stehen. Und zwar an der linken, der Seite des Beifahrers.
Ich deutete auf die Seitenscheibe. »Sie können das Buch sehen, wenn sie wollen.«
Carol beugte sich vor. In der Scheibe spiegelte sich schwach der mit Gebüsch bewachsene Hintergund, in den dann das Gesicht der Frau eintauchte. »Ja, da liegt etwas.«
»Es ist das Buch.«
Sie schaute noch kurz in den Wagen, um sich dann aufzurichten. Dabei drehte sie sich um. »Es liegt dort, okay, aber woher soll ich wissen, daß es das Totenbuch ist?«
»Sie werden einen Blick hineinwerfen können«, versprach ich ihr. »Deshalb sind wir ja hier.«
»Gut.«
»Und nicht Ihr Begleiter hat Sie zu dem Buch geführt, daran sollten Sie denken.«
»Ich weiß.«
Während ich die Wagentür aufschloß, ließ ich die Frau keine Sekunde aus den Augen. Ich traute ihr nicht, aber sie machte keinen verbissenen Eindruck mehr wie in der Laube, sondern gab sich locker, beinahe freundlich und in froher Erwartung.
Ich zog die Tür auf. Um nicht von ihr getroffen zu werden, trat Carol etwas zurück. So schuf sie mir den entsprechenden Platz. Ohne mich tief zu bücken, griff ich nach dem Buch. Ich bekam es zu fassen, zog den Arm wieder zurück und hatte plötzlich das Gefühl, vor einer sehr

wichtigen Entscheidung zustehen.

Etwas war anders geworden, obwohl nichts, aber auch gar nichts darauf hinwies.

Carol Holmes stand vor mir. Sie wartete darauf, daß ich ihr das Buch reichte, was ich noch nicht tat, denn ich wollte es mit dem Kreuz schützen. Meine rechte Hand glitt in die Jackentasche und war noch nicht darin verschwunden, als Carol sprach.

»Er ist da!«

»Wo?«

»Bei mir!« Dann schrie sie. »Töte mich endlich! Ich will sterben…«

Sie wollte nicht nur sterben, sie starb auch. Dicht vor mir zuckte sie zusammen wie bei einem Stromschlag, und aus ihrem Mund schoß das Blut!

Mir fiel sie entgegen, und ich konnte die Klinge sehen, die in ihrem Rücken steckte…

***

»Was sollen wir eigentlich in diesem Lokal?« hatte Shao gefragt.

»Uns umschauen.«

»Schön. Und wonach?«

»Das kann ich dir auch nicht sagen.«

Shao warf Suko einen Blick zu, der alles bedeuten konnte, und der Inspektor fühlte sich bemüßigt, noch eine seidenweiche Erklärung hinzuzufügen. »Jedenfalls können wir auf Kosten des Yard essen und trinken.«

»Das hätte ich zur Not auch selbst bezahlt.«

»Weiß ich, aber Job ist Job.«

»Na ja, dann laß uns mal gehen.«

Sie waren wirklich gegangen und einen Teil des Wegs mit der U-Bahn gefahren. Auch in den Wagen war die Luft um keinen Deut besser, eher noch schlechter, denn die Ausdünstungen der Fahrgäste belasteten die Atemluft noch weiter. Spaß jedenfalls machte diese Fahrt nicht.

Nach drei Stationen stiegen sie aus und bewegten sich auf ihr Ziel zu. Es lag in Soho, nicht weit vom Chinesenviertel entfernt, praktisch am Beginn.

Sommer bedeutete in London auch die Zeit der großen Touristenschwärme, die vom Festland herüberschwemmten, wobei die Deutschen in der Mehrzahl waren. Viele von ihnen suchten noch immer das alte Soho des Jack the Ripper, was es natürlich nicht mehr gab.

Der Nepp hatte überlebt. Zumindest in den Schuppen, in denen viel Fleisch geboten wurde.

»Wie heißt das Lokal denn?«

»Golden Dragon.«

Shao verdrehte die Augen. »Da hätten sie sich auch einen originelleren Namen einfallen lassen können.«

»Nicht unser Problem.«

»Du sagst es. Haben Sie denn dort den Toten gefunden? Ich meine, im Lokal selbst.«

»Nein, in einem Anbau unter dem Dach.«

»Wo wir auch hinmüssen?«

»Kann sein.« Suko lächelte. »Du hast wohl heute deinen großen Fragetag«

»Ich will nur informiert sein.«

»Das bist du jetzt.«

Beide fielen inmitten der Menschen nicht auf, weil sie sich auch nicht extravagant gekleidet hatten.

Shao trug blaßgelbe Jeans und ein blaues, langes Shirt, auf dessen Vorderseite eine Sonne leuchtete, die zum Glück keine Wärme abstrahlte.

Suko hatte wegen der Waffe auf eine Jacke nicht verzichten können, die allerdings aus dünnem Leinen bestand.

Um in das Lokal zu gelangen, mußten sie eine dreistufige Treppe hoch. Flankiert wurde sie von zwei goldenen Säulen, bei denen schon ein Großteil der Farbe abgeblättert war. Mehrere Drachenmäuler starrten die Besucher von den Säulen herab an und streckten ihnen ihre rötlichen Zungen entgegen. Damit konnte man heutzutage keinen Touristen mehr anlocken, denn China-Lokale schossen auf dem gesamten Kontinent wie Pilze aus dem Boden. Gute, aber auch viele schlechte.

Die Tür stand offen, und der Geruch drängte nach draußen. Ein etwas säuerlicher Gestank, der daher rühren konnte, daß auf den Tischen die zahlreichen Warmhalteplatten standen und darauf die dampfenden Gerichte.

Shao zog die Nase kraus. »Wer sich bei diesem Wetter an einen Tisch setzt und ißt, dem kann man nicht helfen.«

»Wie uns.«

»Noch habe ich nichts bestellt«, sagte sie und strich über ihr Haar, das sie hochgebunden hatte und auf dem Kopf einen Knoten bildete. Groß war der Raum nicht. Es gab nicht mehr als zwölf Tische, die halbrunde Theke und dahinter die Tür zur Küche, in der es noch wärmer war.

Unter der schwarz lackierten Decke, die wegen der zahlreichen kleinen Lichter einen Sternenhimmel zeigen sollte, drehte sich müde ein Ventilator. Er bewegte sich so langsam, daß seine Flügel jeden Augenblick abzufallen drohten.

Vier Tische waren besetzt. Die Menschen aßen, tranken und

schwitzten dabei. Immer wieder wischten sie mit ihren Tüchern über die Gesichter, während das Personal immer lächelnd und freundlich blieb.

Shao stieß Suko leicht an. »Hast du hier schon einen deiner vielen Cousins entdeckt?«

»Nein, noch nicht. Kann aber noch kommen.«

»Und was willst du dann machen?«

»Ich werde ihn zu einer Hausbesetzung überreden.«

Shao lachte nur glucksend und ging dann auf einen Tisch an der Wand zu. Von dieser Stelle aus hatten sie einen guten Überblick. Sie setzten sich, und zwei der vier Stühle blieben frei.

Sofort war ein Kellner da, der sie etwas erstaunt anschaute. Er war es wohl nicht gewohnt, daß Landsleute kamen, um in diesem Lokal zu speisen.

»Für Feinschmecker haben wir auch Gerichte, die nicht auf der Karte stehen«, sagte er.

Shao wußte Bescheid. »Das mag ja sein, aber wir essen weder Hunde- noch Katzenfleisch.«

»Das sagte ich nicht.«

»Wir kennen euch aber.«

Der Kellner wußte nicht, was er erwidern sollte. Suko half ihm aus der Verlegenheit, indem er zwei Flaschen Wasser bestellte. Dann lächelte er Shao an. »Jetzt hast du ihn aber beleidigt.«

»Habe ich die Unwahrheit gesagt?«

»Nein.«

»Eben.«

Karten lagen bereit. Shao und Suko schlugen sie auf. Zumindest Suko tat so, als würde er darin lesen, tatsächlich aber schielte er zur Theke hin, wo der Kellner stand und mit einem älteren Mann flüsterte, der ein weißes Hemd zur schwarzen Hose trug und sich trotz der Hitze noch eine schwarze Fliege an den Hals geklemmt hatte. Er war wohl der Chef des Ladens.

»Wir haben bereits Aufsehen erregt«, sagte Suko.

Shao nickte. »Ich weiß. Der Mann mit der Fliege. Sollen wir wetten, daß er hier gleich antanzen wird?«

»Nein, er ist schon unterwegs.«

Der Typ schleppte stolz seinen Bauch vor sich her. Sein kurzes Haar trug er gescheitelt, was seinem Kopf eine ungewöhnliche Form gab und die knorpeligen kleinen Ohren noch betonte.

Der Mann blieb etwa einen halben Schritt vom Tisch entfernt stehen und deutete eine Verbeugung an. »Willkommen in meinem Haus. Ich freue mich immer, wenn ich neue Gäste begrüßen darf.«

»Dann müssen Sie sich aber jeden Tag freuen«, sagte Shao, »es kommen doch viele Gäste zu ihnen.«

»Aber keine Landsleute.«

»Ist ihr Essen so schlecht?« Shao hatte die chinesische Höflichkeit glatt unterdrückt, und der Besitzer zuckte auch leicht zusammen, was Suko ebenfalls zur Kenntnis nahm. Er griff beschwichtigend ein. »Meine Partnerin ist heute sehr humorvoll und wollte eigentlich nur einen Witz machen.«

»Ich habe schon verstanden. Darf ich Ihnen ein Glas Champagner servieren lassen?«

»Danke, keinen Alkohol.«

»Sehr wohl, Madam. Dann wünsche ich Ihnen eine gute Wahl. Sie werden zufrieden sein.« Er verbeugte sich wieder und zog sich dann zurück.

Shao blieb mit gerunzelten Augenbrauen sitzen und wartete, bis der Mann außer Hörweite war.

Über die hohe Karte hinweg sprach sie Suko an. »Was sagst du dazu?«

Suko, ins Studium seiner Karte vertieft, hob den Kopf. »Wie meinst du das?«

»Hast du schon einen Verdacht?«

Er schüttelte den Kopf. »Verdacht? Warum?«

»John wird uns doch nicht umsonst in diese Tropenschwüle geschickt haben.«

»Es war nicht John, sondern Sir James.«

Shao war an diesem Abend stur. »Trotzdem«, beharrte sie. »Wir sind mittlerweile aufgefallen.«

»Das sehe ich nicht so streng. Man ist es eben nicht gewohnt, Landsleute zu beköstigen.«

»Warten wir es ab. Ich jedenfalls kann denen das schlechte Gewissen ansehen.«

»Wenn du meinst. Hast du dich denn schon entschieden, was du essen willst?«

Shaos Mund verzog sich. »Am liebsten würde ich gar nichts essen. Aber eine Frühlingsrolle wird mich schon nicht umbringen.«

»Gut, dann nehme ich die Herbstrolle.«

Sie klappten die Karten wieder zu. Beobachtet wurden sie nicht mehr, auch nicht von den anderen Gästen. Das Wasser wurde serviert, und Suko bestellte das Essen.

»Sehr wohl!« dienerte der Kellner, bevor er sich wieder zurückzog. Er hatte auch nicht nach einem Hauptgericht gefragt, wahrscheinlich auf höhere Anweisung.

Über den Köpfen der Gäste drehte sich müde der Ventilator. Auch Suko und Shao bekamen etwas von der Luft mit, die ihnen allerdings viel zu warm vorkam. In das Restaurant gehörte eine leistungsstarke Klimaanlage, doch dazu fehlte wohl das Geld.

Auch die Tapeten waren verblichen. Früher einmal hatten die Gäste die Drachenschädel deutlich sehen können. Jetzt aber lag ein Schmier auf ihnen und hatte sie verwischt.

Der Kellner brachte die beiden Rollen und stellte auch kleine Schüsseln mit den entsprechenden Soßen dazu. Shao aß mit Messer und Gabel. Sie drückte den Teig der Frühlingsrolle leicht ein, schnitt sie dann an, probierte und nickte, weil sie zufrieden war.

»Kann man sie essen?« fragte Suko.

»Ja, sie ist halbwegs frisch und wohl auch in gutem Öl frittiert worden.«

»Dann guten Appetit!«

Die beiden aßen, und der Betrieb um sie herum lief völlig normal ab. Suko mußte daran denken, wie ihm Sir James die Umgebung beschrieben hatte. Es gab noch einen hinteren Anbau, der zu diesem Lokal gehörte. Und von dort führte eine Treppe hoch zu einem Speicher. Genau dort hatte John den Schwerverletzten gefunden. Es stellte sich allerdings auch die Frage, ob es neben der baulichen auch eine geistige Verbindung zwischen dem Anbau und dem Lokal gab.

Shao und Suko leerten die Teller, und Suko meinte: »Jetzt könnte ich noch etwas essen.«

»Was hindert dich daran?«

»Die Luft hier.« Er trank von seinem Wasser. »Glaubst du, daß man von hier aus in den Anbau gelangen kann?«

»Ich habe bisher nur die zweite Tür hinter der Theke gesehen. Da liegt die Küche.«

»Dann werde ich mal den Knaben mit der Fliege fragen.«

»Was wirst du ihm sagen?«

Suko lächelte in das hübsche Gesicht seiner Partnerin hinein. »Ich werde ihn einfach schocken.«

Als der Kellner erschien, um abzuräumen und sich darüber freute, daß es den Gästen geschmeckt hatte, bekam er plötzlich starre Gesichtszüge, weil Suko darum bat, den Besitzer oder Geschäftsführer sprechen zu dürfen.

»Lao Fang ist der Besitzer.«

»Dann bitte ihn.«

»Sofort.«

»Jetzt schleicht er mit Herzklopfen davon«, sagte Shao und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Mal sehen.«

Lao Fang ließ nicht lange auf sich warten. Er kam, lächelte, blieb stehen und wunderte sich, als Suko ihn bat, doch am Tisch Platz zu nehmen, weil er etwas zu besprechen hatte.

»Oh, wird es länger dauern?«

»Warum?« fragte Shao.

»Meine Zeit ist begrenzt. Ich erwarte einen wichtigen Besucher. Sie verstehen.«

»Wir sind ebenfalls wichtig«, sagte Shao, »denke aber auch, daß sich die Dinge sicherlich regeln lassen.«

Lao Fang tupfte Schweiß von seiner Stirn. »Darf ich fragen, von welchen Dingen Sie reden?«

»Dürfen Sie. Es geht um einen Mann.«

»Wie lautet sein Name?«

»Paul Sibelius«, informierte Suko den Geschäftsführer.

Der Chinese schwieg. In seinem Gesicht hatte sich nichts bewegt, so wußte keiner, wie das Schweigen aufgefaßt werden sollte. »Es ist natürlich kein Chinese.«

»Wie wahr, aber trotzdem muß er hier bei Ihnen gelebt haben oder zu Besuch gewesen sein.«

»Ach. Bei uns?«

»Ja.« Suko deutete dorthin, wo er den Anbau vermutete. »Da hat dieser Mann gewohnt, da ist er auch tot aufgefunden worden. Sie wissen jetzt, von wem ich rede.«

Lao Fang fing an zu lachen, »Ja, ist klar. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Die Polizei war hier.«

»Im Anbau, meinen Sie.«

»Auch.«

»Kannten Sie den Mann?« fragte Shao.

»Nein!« Das Wort war ihm so glatt über die Lippen gekommen, daß die beiden es als Lüge einstuften, sich aber eines Kommentars enthielten, als hätten sie sich abgesprochen.

»Und trotzdem haben Sie ihn bei sich wohnen lassen?« wunderte sich die Chinesin.

»Nicht bei mir. Ich habe damit nichts zu tun. Es ist nicht meinem Lokal angeschlossen.«

»Wer lebt denn sonst da?«

»Das weiß ich nicht genau. Viele ziehen ein, andere ziehen aus.«

Shao wollte auf ein bestimmtes Thema hinaus und fragte deshalb: »Arbeiten die Leute dort auch?«

»Was meinen Sie damit?«

»Viele kommen ja her, um zu arbeiten«, erklärte Shao lächelnd. »Meist illegal und zu mehr als bescheidenen Löhnen. Man weiß, daß es die Nähereien nicht nur in Frisco oder New York gibt, sondern auch hier in London. Das könnte auch bei Ihnen sein - oder?«

Lao Fang breitete die Arme aus. »Möglich ist alles auf dieser Erde, wirklich alles. Ich schließe nichts aus, aber ich weiß zuwenig.«

Shao gefielen diese abschweifenden Worte nicht, das sagte sie ihm auch.

»Was meinen Sie damit?«

»Es könnte ja sein, daß es für die Gesundheit besser ist, wenn man weniger weiß als andere. Aber darüber möchte ich mich mit Ihnen nicht streiten. Sie sagten ja, daß dieser Anbau nicht zu Ihrem Lokal gehört.«

»Richtig, damit haben wir nichts zu tun.«

»Wenn es so ist, werden Sie sicherlich nichts dagegen haben, wenn wir uns dort einmal umschauen, wo der Tote gefunden wurde«, sagte Suko. Er hatte leise gesprochen, und seine Mimik zeigte ein feines Lächeln. Er und Shao warteten gespannt auf die Antwort des Geschäftsführers, aber der ließ sich Zeit. Er fummelte an seinem Gurgelpropeller herum, als wäre ihm der Kragen plötzlich zu eng geworden. Die Augendeckel zitterten vor Nervosität, dann zuckten seine Lippen, und er hatte sich endlich zu einer Frage durchgerungen.

»Warum wollen Sie denn dort unbedingt nachschauen? Es ist doch vergessen und erledigt. Die Polizei hat sich intensiv um die Tat gekümmert. Ich verstehe nicht…«

»Paul Sibelius war ein Bekannter von uns. Beinahe schon ein Freund«, log Suko.

»Ah - so ist das.«

»Genau so, Lao Fang. Er hatte uns sogar eingeladen, zu ihm zu kommen…«

»Hierher?«

»Nicht direkt, aber wir wußten, daß er sich auch hier aufhielt. Ansonsten lebte er woanders.«

Lao Fang zeigte keine Neugierde. Er wollte nicht wissen, wo der Mann einmal gelebt hatte. Er hob nur die Schultern und sagte: »Ich kann Sie nicht daran hindern. Aber mich müssen Sie entschuldigen, ich habe noch zu tun.« Er stand auf und deutete eine Verbeugung an. Dann verschwand er mit schnellen Schritten.

Shao schaute ihm nach. Sie zog dabei die Lippen zurück und grinste scharf hinter dem Mann her.

»Ich traue ihm nicht, Suko. Oder glaubst du ihm vielleicht?«

»Abwarten. Mir jedenfalls kam er nicht so vor, als wäre er über unseren Besuch erfreut.«

»Stimmt. Er hat Angst bekommen. Wir haben nur an der Oberfläche gekratzt, aber ich bin sicher, daß sich darunter etwas befindet, und unser Freund Lao Fang befürchtet, daß es dann wie eine gewaltige Fontäne an die Oberfläche schießt.«

»Du sagst es.« Suko griff in die Tasche und suchte nach einem Geldschein. Der Kellner hatte die Bewegung mitbekommen. Er stand plötzlich am Tisch und präsentierte die Rechnung.

»Danke. Stimmt so.«

Der Mann bedankte sich ebenfalls, verbeugte sich mehrmals und schaute den beiden Gästen nach, wie sie durch das Lokal gingen, kurz

in den Luftstrom des Propellers gerieten, der die Haare der schönen Frau leicht auf wellte.

Auf der Straße atmeten sie auf.

Zwar war die Luft nicht viel besser als in der Gaststätte, aber sie konnten zunächst einmal durchatmen, und es ging ihnen auch besser.

Suko hatte die schmale Einfahrt gefunden, die sie durchschreiten mußten, um den Hinterhof zu erreichen. Hatten auf der Straße die Lichter der Leuchtreklamen noch genügend Helligkeit abgestrahlt, so änderte sich dies zwischen den Mauern der Einfahrt.

Ihnen gähnte eine graue Dunkelheit entgegen. Sie wirkte unheimlich und böse, als wollte sie etwas in ihrem Innern verbergen. Auf dem Hof selbst schimmerte auch kein Licht, zumindest nicht an dem Platz, den sie von ihrem Standort aus überblicken konnten.

Suko ging vor, Die Luft war einfach widerlich. Nicht, daß sie wie eine Wand zwischen den Mauern stand, sie war auch kaum zu atmen, und von einem Geruch durchdrungen, der von ihnen nicht identifiziert werden konnte. Da mischte sich alles zusammen. Menschliche Ausdünstungen, Uringestank und verfaultes Essen.

Hierher verirrte sich auch kein Tourist. Leer war die Einfahrt trotzdem nicht. Zwei Personen lagen an der linken, rauhen Wand hintereinander auf dem Boden und schliefen.

Sie passierten die Schläfer und hatten die Einfahrt nach wenigen Schritten hinter sich gelassen. Ob der Hinterhof groß oder klein war, war schlecht zu sehen. Zumindest lag die Dunkelheit über ihm, und sie sahen an der linken Seite einen Schatten, der sich wie ein kantiger Felsen nach vorn in den Hof hineinstemmte.

Das genau war der Anbau.

Suko deutete hin, und Shao nickte.

Eine Treppe sahen sie auch. An einer Seite war ein Geländer, und an deren Beginn stand wie ein starrer Wächter eine Gestalt und rührte sich nicht. Sie schaute den beiden entgegen. Das helle Hemd des Mannes schimmerte, und Shao flüsterte: »Das darf doch nicht wahr sein.«

Es stimmte aber. Vor ihnen stand Lao Fang mit schweißnassem Gesicht. »Sie?« flüsterte Shao.

»Ja - bitte…«

»Was wollen Sie denn?«

»Ich, ich muß noch mit Ihnen reden, und es ist sehr wichtig für Sie beide.«

»Warum?«

Lao Fang wischte seine Handflächen an den Hosenbeinen ab. »Ich möchte Sie warnen. Es ist ungemein wichtig. Ich muß mit Ihnen sprechen. Bitte, nehmen Sie sich die Zeit.«

»Ja«, sagte Suko, »reden Sie!«

Er räusperte sich noch. »Es ist nicht gut, wenn Sie dieses Haus betreten. Es ist wirklich nicht gut, das kann ich Ihnen sagen. Ich möchte mich nicht in Ihre Angelegenheiten mischen, aber ein Toter ist nun wirklich genug.«

»Rechnen Sie mit weiteren Leichen?« fragte Shao.

»Ja, und ich möchte nicht, daß Sie dazugehören. Lassen Sie alles, wie es ist.«

»Was sollen wir so lassen?«

Shao erhielt keine direkte Antwort. »Manchmal ist es besser, wenn man sich um gewisse Dinge nicht kümmert. Die sollte man doch lieber ruhen lassen, finde ich.«

»Können Sie nicht deutlicher werden?« fragte Suko.

Der Mann vor ihnen rang seine Hände. »Es ist schwer für mich, aber wir kommen wohl aus einem Land, und wir wissen auch, daß man sich als Mensch nicht in alles einmischen darf. Ich will nicht sagen, daß dieses Haus hier verflucht ist, aber es gibt schon Dinge, die einem Fremden, zu denen ich mich ebenfalls zähle, nicht geheuer sind. Ihr Freund ist nicht grundlos gestorben. Er hat etwas in Bewegung gesetzt, das er lieber hätte ruhen lassen sollen.«

»Was denn«

»Geister, Totengeister, monströse Erscheinungen. Er hat sie wohl auch nicht ernst genommen. Er war wie besessen, wenn Sie verstehen…«

»Dann haben Sie ihn doch gekannt!« schloß Shao messerscharf aus diesen Bemerkungen.

Lao Fang nickte langsam. »Ich gebe zu, Ihnen nicht die ganze Wahrheit gesagt zu haben.«

»Was machte Paul?«

Wieder wand sich der Gefragte. Er suchte nach Worten. »Es war einfach zu stark für ihn. Er beschäftigte sich mit Dingen, die für Unbedachte tabu sein sollten. Er war einfach schlimm und zu neugierig.«

»Das hat ihm den Tod gebracht.«

»Sie sagen es.«

»Können Sie nicht genauer werden?« wollte Shao wissen.

»Warum sollte ich?« fragte Lao Fang nach einem langen Atemzug. »Wenn Sie doch seine Bekannten gewesen sind, werden Sie sicherlich mehr wissen als ich.«

»Das kann im Prinzip zutreffen«, sagte Suko. »Aber hier ist das nicht der Fall. Paul hat uns um Hilfe gebeten. Er wollte, daß wir ihn besuchen und ihn unterstützen. Allerdings hat er uns noch zuwenig mitgeteilt. Wir haben keine Informationen, um was es sich genau drehte. Wir schwimmen noch im leeren Raum.«

»Dann lassen Sie es bleiben. Finden Sie sich damit ab. Forschen Sie

nicht weiter.«

»Aber Paul hat geforscht!« sagte Suko.

Lao Fang nickte.

»Wonach?«

»Sie wissen nichts?«

»Zu wenig.«

Lao Fang wollte einen Rückzieher machen. »Dann kann ich Ihnen auch nicht helfen, tut mir leid.«

»Ging es um das Totenbuch?« fragte Suko.

Er hatte ins Schwarze getroffen, denn der Mann vor ihm duckte sich zusammen. »Totenbuch…?« hauchte er. »Sie wissen es also?«

»Sonst wären wir nicht hier.«

Lao Fang nickte und sprach dabei. »Ja, es ist das Totenbuch gewesen. Er wollte die Geheimnisse ergründen. Er hat es mir selbst einmal gesagt, aber ich habe ihm abgeraten. Ich wollte es nicht. Ich wollte, daß er das Totenbuch nicht anrührt. Aber er hat nicht auf mich gehört. Wer es liest, beschwört ein Unheil. In ihm steckt ein böser Geist, ein gefährlicher Dämonenschatten. Wird er befreit, befinden sich Menschen in allerhöchster Gefahr, das müßt ihr mir glauben.«

»Sie kennen den Schatten?«

Lao Fang hob blitzschnell beide Hände, als Shao ihn ansprach. »Nein, auf keinen Fall. Würde ich ihn kennen, dann stünde ich jetzt nicht mehr vor Ihnen. Dann wäre ich tot, mausetot. Der Schatten kennt keine Gnade. Er ist unberechenbar. Er ist befreit worden und wird wieder seinen Weg gehen, das weiß ich. Deshalb möchte ich Sie bitten, sich nicht unglücklich zu machen.«

»Sie sind gut informiert.«

»Das bin ich.«

»Wie kommt es?«

»Es ist dieser Anbau. Eine Tabuzone. Ich habe gelernt, sie nicht zu betreten. Sie werden viele kleine Zimmer finden, aber sie werden auch sehen, daß sie irgendwo leer sind. Nicht ganz leer, aber menschenleer. Sie gehören jetzt einem anderen. Alles, was früher einmal hier gewesen ist, gibt es nicht mehr. In diesen Anbau hat etwas anderes Einzug gehalten. Das sehr Böse, Vielleicht das Urböse. Ich weiß es nicht. Für mich ist er wie ein Ungeheuer, das Menschen frißt.«

»Wir sind unverdaulich!« erklärte Shao und sah wieder das Erschrecken auf den Zügen des Restaurant-Besitzers.

»Machen Sie sich nicht unglücklich, bitte.«

»Lassen Sie uns vorbei.«

Lao Fang starrte sie noch für die Dauer einiger Sekunden an. Dabei zupfte er an seiner Fliege. Er hustete, atmete scharf die Luft ein und plusterte sich irgendwo auf, als wollte er ihnen beiden den weiteren Weg versperren, dann aber sackten seine beiden Schultern weg, und er

nickte ihnen zu.
»Ich kann ihnen nicht helfen, das sehe ich schon. Wenn Sie wollen, dann gehen Sie, aber denken Sie an Ihren Freund, und denken Sie auch daran, daß Ihnen niemand helfen kann, ich auch nicht. Sie sind völlig auf sich allein gestellt.«
»Das wissen wir.«
Lao Fang murmelte noch einige Worte, die weder Suko noch Shao verstanden. Dann drehte er sich zur Seite und eilte davon, als wäre ein Monster hinter ihm her.
»Packen wir's?« fragte Shao.
»Okay. Mich hat dieser Mann neugierig gemacht. Mal sehen, was uns noch erwartet…«

***

Sie hatten die Treppe hinter sich gelassen und auch die Eingangstür des Anbaus. Jetzt standen sie in dem Bau, in dem Paul Sibelius ums Leben gekommen war. Shao mußte daran denken, daß sie sich hier um einen Ermordeten kümmerten, den sie als Lebenden und auch nicht als Toten gesehen hatte.
Aber er war so etwas wie ein Dreh- und Angelpunkt in diesem Fall. Sein Tod war mit dem Hineinwerfen eines Steins in einen bewegungslosen Tümpel zu vergleichen, dessen Oberfläche plötzlich unruhig wurde und immer mehr Wellen warf, die sich ausbreiteten.
Beide standen in einem düsteren Bau.
Zwar gab es Fenster, doch Licht schien nicht durch die Scheiben. Dort sickerte nur das graue Licht der Nacht hinein, vergleichbar mit einem weichen Tuch, dessen Ende sich in zahlreiche Fetzen auflöste.
»Du hast die Lampe dabei?« Suko nickte.
»Dann bin ich beruhigt.« Shao hatte flüsternd gesprochen. Sie war auch unruhig geworden, bewegte den Kopf nach rechts und links, als suchte sie nach irgendwelchen Verstecken.
Es gab sie bestimmt, aber sie waren nicht zu sehen. Wenn jemand auf sie lauerte, dann mußte er in irgendwelchen Nischen oder Löchern hausen und nur auf einen günstigen Zeitpunkt warten, um endlich zuschlagen zu können.
Suko hörte, wie Shao die Luft ein paarmal hörbar durch die Nase zog.
»Hast du was?« fragte er.
»Mich stört der Geruch.«
»Warum?«
»Er ist anders als im Lokal und auch anders als draußen. Ich weiß nicht, ob ich das sagen darf, ich kann mich auch irren, aber es riecht nach einer anderen Welt…«
»Nach Tod?«
»Kann sein…«

Auf den Körpern der beiden klebte der Schweiß. Suko holte mit einer behutsamen Bewegung seine kleine Leuchte hervor, als wollte er die Stille auf keinen Fall stören, um nicht irgendwelche Angriffe zu provozieren.

Er schaltete die Lampe ein. Sie brachte nicht die große Helligkeit, aber Suko ließ den Lichtkegel über ein türloses Mauerwerk streichen, was ihn schon verwunderte, weil er damit gerechnet hatte, hier zahlreiche Räume zu finden.

Aber das war nur die Treppe.

Sie führte in die Höhe, hatte nur einen Absatz, war ziemlich lang und auch schmal. Suko ließ den Strahl noch einmal zurückwandern, um sich die Wände wiederum anzuschauen, aber er hatte sich nicht geirrt. Es gab keine Tür, die zu irgendwelchen Räumen zu führte oder auch nur die Verbindung zur anderen Hausseite darstellte, in der sich das Eßlokal befand.

»Wir müssen hoch«, sagte Shao und ging bereits vor.

Suko blieb ihr auf den Fersen. Er leuchtete ihr nach, und der Strahl zeichnete die Konturen der Treppe nach, wobei er über jeden Treppenknick hinwegstrich.

Es gab ein Geländer. Irgendwann mußte es einmal braun gestrichen worden sein. Die meiste Farbe war jetzt abgeblättert, das Holz kam durch, und schimmerte so bleich wie altes Gebein.

Shao ging ziemlich zügig und hatte die Treppe rasch hinter sich gelassen. Vor der letzten Stufe blieb sie stehen, schaute zurück und sah, daß Suko ebenfalls kam.

»Hier muß es sein!« sagte sie.

»Nein«, erwiderte Suko. Er hatte an ihr vorbeigeleuchtet und in einen Flur hinein, an dessen Ende sich eine weitere Treppe abzeichnete. Mehr eine Stiege, die zu einer Tür führte, auf deren Holz die Lichtinsel verharrte. »Hinter dieser Tür hat John den Schwerverletzten gefunden. Das weiß ich, weil Sir James es mir gesagt hat.«

»Sollen wir dort nachschauen?«

»Das hatte ich vor…«

»Aber?«

»Ich habe meine Meinung geändert, weil Lao Fang von diesen Zimmern gesprochen hat.« Er bewegte seine rechte Hand, und sehr bald schon traf der Strahl die Türen zu beiden Seiten des Flurs.

Sie waren geschlossen.

»Dahinter verbirgt sich etwas.«

»Kann sein.«

Shao räusperte sich. »Soll ich die erste Tür öffnen, oder willst du es tun?«

»Laß mich mal vorgehen.«

»Wie du willst.« Auch sie hätte es getan, aber sie kannte Suko und

wollte ihm nicht die Schau stehlen. Shao spürte das Prickeln, das ihre Adern durchlief. Es war ein fremdes und zugleich auch ein wunderbares Gefühl für sie, denn endlich war sie wieder in Action und hatte die Wohnung verlassen. Sie dachte an die Sonnengöttin, deren letzte Nachfolgerin sie in der Ahnenkette war, und sie fragte sich in diesem Augenblick, ob sie jemals wieder in ihrer Halbmaske und mit der Armbrust bewaffnet erscheinen und gegen die Wesen der Finsternis kämpfen würde.

Hier war es ähnlich. Nur fehlte die Bewaffnung.

Suko hatte es sich einfach gemacht. Er war auf die erste Tür an der linken Seite zugegangen und dort stehen geblieben. Der spannende Moment stand kurz bevor. War sie abgeschlossen oder offen?

Ein Druck nach unten.

Die Tür öffnete sich.

»Gut«, flüsterte Suko, hielt sie nur spaltbreit offen und lugte in den dahinter liegenden Raum.

Nichts war zu sehen, was er auch an Shao weitergab. »Es ist stockfinster.«

»Hörst du denn was?«

»Nichts.« Suko drückte die Tür weiter nach innen, und Shao, die dicht hinter ihm blieb, merkte auch, welche Luft ihnen aus dem Raum entgegenquoll.

Sie war stickig, roch nach alten Lumpen, war abgestanden, für Menschen kaum zu atmen. Suko, der noch nicht hineinleuchtete, fragte sich, ob dieser Raum ein Lebewesen beherbergte. Vorstellen konnte er es sich kaum.

Er schuf Shao Platz, die auf der Schwelle stehenblieb und die Tür gestoppt hatte, damit sie nicht zufiel.

Bisher hatte Suko die Lampe senkrecht gehalten. Der runde Fleck auf dem Boden verschwand, als er sie anhob, und der weiße Strahl die Finsternis durchschnitt.

Er traf eine Wand, aber kein normales Fenster, sondern wenig später, als er seine Richtung verändert hatte, zwei breite Schlitze unter der Decke, vor denen noch Metallgitter angebracht waren.

So drang zumindest etwas Außenluft in diesen Raum, wobei sie sicherlich durch einen Schacht fegte, denn eine normale Verbindung zur Außenwelt gab es an dieser Seite nicht.

Der Inspektor wagte sich weiter vor. Er ging weiterhin davon aus, daß in diesem Raum früher einmal mehrere Näher oder Näherinnen zusammengepfercht worden waren, um für einen Minimallohn zu schuften. Jetzt aber war er leer, denn man hatte sämtliche Maschinen entfernt. Nicht mal Stoffreste lagen auf dem Boden.

»Gibt es denn hier kein Licht?« fragte Shao.

Suko leuchtete an die Decke. Er sah eine Lampe, also mußte auch ein

Schalter vorhanden sein, den Shao fand. Es war noch einer zum Drehen.

Strom war wohl nicht vorhanden, die Lampe blieb dunkel.

»Das hatte ich mir gedacht«, murmelte Suko. Er blieb in der Mitte des Zimmers stehen und leuchtete in die Runde.

Keine Gefahr.

Niemand lauerte auf sie. Ein leeres Zimmer.

Shao lachte leise auf. »Damit hättest du nicht gerechnet - oder?«

»Nein.«

»Also hat Lao Fang die Pferde scheu gemacht.«

»Das weiß ich noch nicht. Schließlich ist es das erste Zimmer, das wir untersuchen.«

»Okay, nehmen wir uns das zweite vor.« Shao drehte sich um und ging zurück in den Flur.

Auch Suko trat den Rückweg an, ohne sich allerdings umzudrehen. Er wußte Shao hinter sich als Deckung und strahlte nach vorn auch weiterhin in das Zimmer hinein.

Da sah er das Schreckliche!

Es war wie eine Projektion aus einer anderen Welt, die plötzlich aus dem Boden oder den Wänden drang. Er entdeckte eine schaurige Szene, wie zwei Menschen dabei waren, einen dritten in die Zange zu nehmen. Sie schlugen ihn zusammen. Der Mann wehrte sich nicht. Er nahm die Schläge hin und störte sich nicht daran, daß ihm das Blut aus der Nase spritzte.

Dann fiel er zu Boden und blieb vor den Füßen seiner Peiniger liegen, die Suko nach wie vor ihre Rücken zuwandten und sich die Hände abwischten. Die Gesichter hatte er noch nicht gesehen, aber er bekam mit, wie sie sich bückten, den Zusammengeschlagenen anhoben, ihn zwischen sich nahmen und wegschleiften.

Das Bild verschwand.

Suko schüttelte den Kopf. Er leuchtete dorthin, wo er die Szene noch vor wenigen Augenblicken gesehen hatte, aber da war nichts mehr, gar nichts. Ein leerer Raum präsentierte sich ihm.

Shao war wieder an ihn herangetreten und tippte ihm auf die Schulter. »Du hast gesehen, was ich sah?«

»Sicher.«

»Die drei Männer?«

»Natürlich.«

»Und jetzt sind sie weg.«

»Ja.«

»Woher kamen sie, wohin sind sie gegangen?« Shaos Stimme klang fremd. Ihr war anzuhören, daß sie mit diesen rätselhaften Vorgängen nicht zurechtkam. Das Bild war vorhanden gewesen. Es hatte einem Hologramm geglichen, aber beide glaubten nicht an eine

wissenschaftliche Erklärung. Hier mußte sich etwas anderes abgespielt haben. Sie konnten sich vorstellen daß sie etwas gesehen hatten, das sich auf einer anderen Ebene in einer anderen Welt abspielte.

»Wo hat sich das abgespielt?« fragte Shao leise. »Oder wo spielt es sich gerade ab?«

Der Inspektor hob die Schultern. »Weißt du, ob es in der Vergangenheit geschah oder in der Gegenwart?«

»Nein. Aber ich habe diesen Mann gesehen, der zusammengeschlagen wurde. Er hat sich nicht gewehrt. Es kann durchaus sein, daß er es so wollte.«

»Meinst du?«

»Ja, Suko.«

»Okay, das haben wir hinter uns. Ich bin gespannt, was uns in den anderen Räumen erwartet.«

Shao war damit einverstanden, daß sie dieses Zimmer verließen, aber dazu sollte es noch nicht kommen, denn urplötzlich bewegte sich wieder etwas vor ihnen, als wäre jemand dabei, einen Vorhang zur Seite zu ziehen.

Wieder sahen sie die drei Männer.

Diesmal woanders.

Ein nebliger Hintergrund hüllte sie ein. Der Dunst war nicht so dicht, als daß sie nicht alles hätten erkennen können, und sie schauten auf einen alten Friedhof.

Ein Grab war offen.

Und dort hinein warfen die beiden Kerle den noch nicht toten Menschen. Er prallte auf den Boden des Grabs, und die beiden Helfer griffen nach bereitstehenden Schaufeln.

Ihre Absicht lag auf der Hand.

Sie wollten diesen Mann, der noch nicht gestorben war, bei lebendigem Leib begraben…

***

Manchmal wird das Leben zu einem Drama übelster Art und Weise. Und ich war dabei, wieder eines dieser Dramen zu erleben, nur spielte sich die Szene leider nicht auf einer Bühne ab, sondern in der Realität und auch unmittelbar vor mir.

Ich sah den Schrecken, und er kam mir persönlich vor, als würde er sich innerhalb einer kurzen Zeitspanne mehrmals wiederholen. In Wirklichkeit aber hatte er sich nur einmal abgespielt. Es war eben nur der tiefe Schrecken, der dafür sorgte, daß ich ihn so brutal mitbekam, denn es wurden meine Hoffnungen radikal zerstört.

Der Schatten war schneller gewesen. Und er hatte seine Klinge in den Rücken meines Schützlings gestoßen. Aus dem Selbstmord war ein heimtückischer, brutaler Mord geworden, und die Frau vielleicht

schon die Tote - kippte auf mich zu.
Sie fiel normal gegen meine Arme, doch mir kam es vor, als würde sie sich in einem Zeitlupentempo bewegen, damit ich alles doppelt und dreifach zu sehen bekam.
Ihr Gesicht hatte sich verändert. Nicht allein wegen des aus dem Mund strömenden Bluts, nein es ging einzig und allein um den Ausdruck, der sich so stark verändert hatte.
Wie gern wäre Carol Holmes freiwillig in den Tod gegangen. Das war nicht mehr möglich. Der Begleiter hatte sie brutal verraten und ebenso zugeschlagen.
Die Gesichtszüge waren erstarrt. Das war kein Gesicht mehr! Ich schaute gegen eine wächserne Maske, die durch Blut an der unteren Seite bedeckt war. Und es sprudelte weiterhin aus ihrem offenen Mund Blut, als ich die Frau mit einer reflexhaften Bewegung auffing und sie hielt.
Vielleicht hätte ich mich um den Schatten kümmern sollen, jetzt waren meine Hände besetzt, und ich sah, wie das Messer aus dem Rücken der Frau hervorgezogen wurde.
Ein echtes Messer, das von diesem verdammten Begleiter gehalten wurde.
Ich ließ die Frau fallen.
Der Griff nach dem Kreuz geschah automatisch, aber ich hätte ihn mir sparen können. Ich war ein Mensch, mein Gegner war ein Schatten, und er hatte sämtliche Vorteile auf seiner Seite.
Er jagte weg.
Nicht mal meßbar für mich. Er huschte in die Luft und über meinem Kopf löste er sich plötzlich auf.
Für mich sah es so aus, als würde er explodieren und sich dabei in zahlreiche schreckliche und monströse Gestalten aufteilen, die mir persönlich unbekannt waren, aber nicht einer gewissen Sheila Conolly, denn sie hatte die Schatten ebenfalls entdeckt, als sie durch den Pool schwamm.
Mich griffen sie nicht an. Sie verteilten sich hoch über mir und wurden eins mit der normalen Luft und schließlich mit den tiefliegenden Wolken, die über der Stadt die Decke bildeten.
Er war entwischt. Er hatte seine Aufgabe erledigt, aber nur teilweise, denn das Totenbuch befand sich nach wie vor in meinem Besitz. Es lag auf dem Beifahrersitz des Rover, und ich würde es auf keinen Fall aus den Händen geben.
Meine Wut war kaum zu beschreiben. Sie verwandelte sich in Haß gegen diesen schrecklichen Begleiter, der mir in diesem Moment wirklich unfaßbar erschien.
Wer einer Aufgabe nachging wie ich, der mußte seine Gefühle im Zaum halten, auch wenn es ihm schwerfiel. Ich riß mich zusammen,

meine Gedanken drifteten von diesem Schatten weg, denn die Tote war jetzt einfach wichtiger.

Ich schaute auf sie nieder.

Auch ohne eine nähere Untersuchung stellte ich fest, daß sie nicht mehr am Leben war. Der Stoß mit dem verdammten Messer hatte ihr den Tod gebracht, und ich sah auch die Wunde, die das Messer im Rücken der Frau hinterlassen hatte. Dann rollte ich die Tote herum, um einen Blick in ihr Gesicht zu werfen.

Kein Gesicht, eine Maske des Todes, die noch die Qual ihrer letzten Augenblicke des Lebens zeigte, denn eines war sicher: Auch Carol Holmes war von dieser mörderischen Attacke überrascht worden.

Man hatte ihr keine Chance gelassen, sich zu wehren.

Ich saß da, wollte denken, doch mein Kopf war leer. Ich fand einfach keine Chance für einen neuen Gedanken. Ich starrte die Tote an und sah sie trotzdem nicht. Der Schweiß tropfte mir von der Stirn.

Die Schwüle und die Luft waren kaum auszuhalten, und irgendwo kam ich mir auch verloren vor und fühlte mich ebenfalls als Verlierer.

Welchen Fehler hatte ich begangen?

Objektiv konnte ich mein Verhalten nicht beurteilen, ich mußte es subjektiv sehen und war mir im Prinzip keiner Schuld bewußt. Aber vielleicht hätte ich noch mehr auf Carol achten sollen. Ich hatte sie möglicherweise nicht ernst genug genommen. Ich war einfach über gewisse Dinge hinweggegangen, zu früh, zu locker, wie auch immer…

»Nein, nein! Mein Gott, nein!«

Eine Männerstimme riß mich aus der eigenen Gedankenwelt. Ich hob den Kopf und sah den Kneipenwirt. Er hatte die Worte ausgestoßen. Er war entsetzt, lief auch nicht mehr weiter, sondern war auf halber Strecke zwischen mir und seinem Lokal stehengeblieben und hielt die Hände jetzt vor sein Gesicht gepreßt, wobei die Handballen auch seine Lippen bedeckten. Aber er schüttelte den Kopf, wie jemand, der einfach nicht glauben konnte, was er da sah.

Auch ich gab keinen Kommentar ab. Das Schweigen war in diesem Augenblick wirklich Gold.

Die Hände des Mannes sanken langsam nach unten. Sein Gesicht lag wieder frei, auch der Mund.

Und dort bewegten sich seine Lippen zitternd, als er sprach und es auch schaffte, den Arm auszustrecken. »Du!« brüllte er mich an. »Du verfluchter Killer! Du Mörder hast es getan. Du hast sie umgebracht, du…«

»Nein!«

Er ließ sich nicht aufhalten. »Du bist das dreckige Schwein! Du bist ihr Mörder…« Er war außer sich. Das Gesicht zeigte eine schon dunkle Röte, und dann ging er zurück, ohne mich dabei aus den Augen zu lassen. Er zeigte mir weiterhin seine Vorderfront, er währe beinahe

gestolpert, aber er konnte sich noch auf den Beinen halten, und aus seinem Mund drang ein tiefes, schlimmes Stöhnen, ein Zeichen dafür, daß er immens unter diesem Schrecken litt.

Nicht alle Stühle und Tische hatte er abgeräumt. Er prallte gegen die Lehne eines Stuhls, stemmte sich an der runden Tischkante ab, drehte sich um und rannte weg.

Ich blieb bei der Toten zurück und schloß ihr die Augen. Mehr konnte ich für Carol nicht tun. Im Rover lag noch immer das Buch. Ich holte es hervor und klemmte es mir unter den linken Arm.

Danach ging ich zurück in die Gaststätte.

Der Wirt war nicht zu sehen. Er lauerte auch nicht auf mich mit einer Waffe. Ich starrte in den leeren Raum und ging zu einem Tisch, wo ich mich auf einen der harten Stühle niederließ und den Ausweis hervorholte. Ich legte ihn neben das Buch auf den Tisch. So wartete ich auf das Eintreffen der Kollegen.

Die Dimensionen dieses mörderischen Falls waren über das Normale hinausgewachsen. Und ich wußte, daß ich erst am Beginn stand. Es würde Weitergehen, ich würde tiefer in dieses mörderische Wespennest hineinstechen, das stand fest, und ich konnte nur hoffen, diesen verfluchten Schatten oder Begleiter zu fangen.

Bisher war es still gewesen, was sich nun änderte, denn der Wirt kehrte zurück. Er versuchte, sehr leise zu sein, aber ich hörte ihn trotzdem. Zwar befand er sich noch nicht im Gastraum, die Geräusche klangen jenseits der Theke auf und waren wegen der Stille und der dichten Luft auch hier im Innern besonders gut zu hören.

»Sie können ruhig kommen, Mister, ich habe nichts zu verbergen.«

Er glaubte mir nicht. Kein Wunder, ich an seiner Stelle hätte kaum anders gehandelt.

»He, haben Sie nicht gehört?«

»Du bist ein Killer!«

»Nein, bin ich nicht. Ich bin Polizist, verdammt!«

»Das hast du schon mal gesagt, Hundesohn!«

»Meine Güte, es stimmt. Wäre ich ein Killer, hätte ich mich jetzt aus dem Staub gemacht, oder versucht, Sie als Zeugen zu beseitigen. Denken Sie darüber mal nach.«

Er gab keine Antwort, was mir wiederum zeigte, daß der Wirt wohl meinen Ratschlag befolgte und damit anfing, über meine Worte nachzudenken. Er kam auch wieder zurück und stellte sich hinter die Theke. Als Waffe hielt er einen Baseballschläger in der Hand.

»Soll ich Ihnen den Ausweis zuwerfen?«

Heftig schüttelte er den Kopf.

»Okay, dann nicht.« Ich steckte ihn wieder ein. »Haben Sie meine Kollegen alarmiert?«

»Ja, ja, das habe ich.«

»Das ist gut.«

»Aber die Frau ist tot, nicht?« Er sprach noch immer abgehackt und zugleich stockend. Der Schock saß einfach zu tief.

»Leider.« Ich schlug die Beine übereinander und legte meine Hand auf den Deckel des Totenbuchs.

»Kannten Sie die Frau?«

»Weiß nicht. Ich, ich sah sie ja nur aus der Entfernung. Gesehen habe ich sie bei mir hier nicht.«

»Ich fand sie im Gartenhaus des Paul Sibelius. Darin hat sie sich versteckt gehalten.«

»Sie war nicht hier.«

»Das glaube ich Ihnen. Wie heißen Sie eigentlich?«

»Frank Bennett.«

»Gut, Mr. Bennett. Auch wenn Sie noch nicht davon überzeugt sind, daß ich nicht der Killer bin, kann ich trotzdem ein kaltes Bier haben?«

Er überlegte erst, dann nickte er und zapfte es frisch. Er selbst goß sich einen doppelten Whisky ein.

Bei dieser Wärme war das zwar nicht gerade optimal, aber ihm würde es sicherlich über seinen Zustand hinweghelfen.

Er brachte die Getränke an meinen Tisch und setzte sich mir gegenüber. Wir tranken, dann schüttelte der Wirt den Kopf. »Ich werde wohl nie darüber hinwegkommen. Wenn Sie die Frau nicht getötet haben, wer hat es dann getan?«

Ich wischte Schaum von meinen Lippen. »Den Mörder habe ich gesehen, konnte ihn aber leider nicht aufhalten. Glauben Sie mir, Mr. Bennett, es würde zu weit führen, Ihnen jetzt alles erklären zu wollen, aber es gibt tatsächlich Dinge zwischen Himmel und Erde, die uns mehr Kopfzerbrechen bereiten, als uns lieb sein kann.«

»Möglich.« Er leerte sein Glas. »So etwas habe ich noch nie erlebt, das will ich auch nicht wieder erleben. Kannte diese Frau denn Paul Sibelius, Mr. Sinclair?«

»Das weiß ich auch nicht. Ich fand sie in der Laube und habe sie gerade noch davon abhalten können, sich selbst umzubringen.«

Das war der zweite Hammerschlag, der ihn innerhalb kurzer Zeit erwischte. »Die Frau wollte sich töten? Warum denn?«

»Ich habe sie danach nicht fragen können, Mr. Bennett. Es ging alles zu schnell.«

»Dann war sie depressiv.«

»Möglich.«

Das Heulen der Sirenen unterbrach unsere Unterhaltung. Als ich aufstand, zuckte der Mann zusammen. »Keine Panik, Mr. Bennett, es ist alles okay.«

Ich blieb vor der Tür stehen und schaute mich um. Ich sah die Frau liegen, und das Wimmern der immer lauter werdenden Sirenen hörte

sich an, als wollten sie für die Tote eine letzte Melodie spielen, bevor sie vollends im Jenseits verschwand.

Für mich aber würde es weitergehen.

Wie auch immer…

***

Shao und Suko waren beide von dieser plötzlichen Szene überrascht worden, und sie konnten kaum glauben, was sie mit ihren eigenen Augen sahen. Obwohl sie nicht real war, sondern feinstofflich, kriegten sie jede Bewegung mit. Sie sahen das Grab deutlich, die beiden Männer davor, die nach den Schaufeln gegriffen hatten, und sie entdeckten auch den Hintergrund, der sich aus weiteren grauen Grabsteinen zusammensetzte, über die hinweg alte Bäume ihre staubigen und blattlosen Äste ausgebreitet hatten. Es war eine Umgebung des Todes, ohne helles Licht. Dort herrschte das unheimliche Grau vor und nichts anderes.

»Das ist ja grauenhaft«, hauchte Shao. »Die begraben ihn bei lebendigem Leib…« Sie mußte schlucken, und ihr war auch anzusehen, daß sie nicht wußte, was sie jetzt noch unternehmen sollte.

Suko erging es ebenso. Er fühlte sich ausgesperrt. Hier hatten andere Kräfte ihre Hände im Spiel und die Regie des Schreckens übernommen. Das Bild, die Szene war aus dem Nichts entstanden, als wäre sie vom Himmel oder aus einer anderen Welt hervorgeholt worden, und beide Beobachter wußten nicht, was sie damit anfangen sollten. So blieb ihnen zunächst nichts anderes übrig, als zuzuschauen.

Die beiden Männer wußten, wie sie mit ihren Schaufeln umzugehen hatten. Sie arbeiteten schnell und geschickt. Immer wieder stießen sie die Blätter in den Lehmhaufen hinein, füllten die Schaufeln und schleuderten die Ladung in das offene Grab hinein, wobei der schwere Lehm auf dem Körper des unten liegenden Menschen landete und die tödliche Decke allmählich wachsen ließ.

Noch etwas machte den Vorgang so schaurig für die beiden Zuschauer. Sie hörten keinen Laut.

Nicht das leiseste Geräusch drang an ihre Ohren. Auch nicht, als die Schaufeln in das Erdreich hineinstießen und die Ladungen schließlich auf den Körper klatschten. Es lief in einer völligen Stille ab und war deshalb so gespenstisch.

Von den Gesichtern der Grabschaufler hatten Shao und Suko auch weiterhin nichts gesehen. Nach wie vor starrten sie auf die Rücken der Gestalten, die sich der Düsternis anpaßten, als wären sie auf diesem alten Friedhof geboren worden.

Das Grab füllte sich immer mehr. Die beiden Gestalten arbeiteten weiter. Sie taten nur das eine, und sie wirkten dabei wie Roboter.

Shao war es, die das düstere Schweigen nicht länger aushielt. Bevor sie eine Frage Stellte, mußte sie sich räuspern. »Wir haben zugeschaut, Suko, wir haben beide das gleiche gesehen, und ich fragte dich jetzt, ob du dafür eine Erklärung hast.«

»Nein.«

»Ich auch nicht. Aber es muß eine geben«, flüsterte die Chinesin. »Auch wenn es noch so unwahrscheinlich ist. Es gibt sie, und wahrscheinlich hängt diese Erklärung mit dem Tod des Paul Sibelius zusammen. Es war vielleicht der Anfang…«

»Kann sein«, gab Suko zu. »Aber Sir James sprach von einem geheimnisvollen Totenbuch, das John gefunden hat. Ich könnte mir vorstellen, daß es einen Zusammenhang gibt.«

»Oder noch mehr«, sagte Shao.

»Wie meinst du das?«

»Die Lösung, Suko. Daß wir in diesem Buch, das wir nicht kennen, die Lösung finden.«

»Ja, wäre möglich.«

»Aber John ist weit weg. Wir sind auf uns allein gestellt. Wir müßten wenigstens versuchen, etwas zu tun.«

Suko überlegte. Er hatte schon einmal den Versuch unternommen, und es war nichts dabei herausgekommen. Dennoch entschied er sich dafür, es zum zweitenmal anzugehen. Er nickte seiner Partnerin zu und sagte mit leiser Stimme: »Okay, ich werde hingehen.«

»Vielleicht spürst du ja was.«

»Ich rechne nicht damit.« Er deutete nach vorn. »Diese Szene spielt sich auf einer anderen Ebene ab und in einer anderen Zeit. Davon bin ich fest überzeugt.«

»Versuche es trotzdem.«

Er nickte. Seine Hände waren feucht. Suko war kein ängstlicher Mensch, aber diese unheimliche Szenerie inmitten eines normalen Zimmers ging ihm schon unter die Haut.

Der erste Schritt war immer der schwierigste. Suko hatte sich schon überwunden, als er mitten in der Bewegung stoppte, denn wie auf Kommando ließen die beiden Männer die Schaufel fallen. Sie hatten den Lehmberg noch nicht ganz abgetragen, aber es lag genug von ihm im Grab, daß der andere Mensch keine Chance hatte, sich zu befreien. Er war sicherlich längst erstickt.

Zu begreifen war es nicht. Die beiden waren nur gezwungen, es hinzunehmen, und sie sahen, wie sich die Grabschaufler umdrehten, als wüßten sie genau, daß sie beobachtet worden waren. Sie taten es langsam, schon regelrecht gemächlich, als wollten sie die Zeit genießen, die ihnen bis zu ihrer Identifikation blieb.

Suko und Shao beobachteten sie genau. Zwar standen sie auf dem Boden, aber es war kein Laut zu hören. Nicht mal Erde krümelte unter

ihren Füßen zusammen - und dann zeigten sie sich.
»Nein!« entfuhr es Shao.
Suko sagte nichts, schluckte aber, denn auch er war von dem Anblick überrascht.
Beide Gestalten hatten keine Gesichter. An deren Stelle sahen sie nur zitternde, graue Flächen…

***

Nichts, aber auch gar nichts hatte die beiden einer Lösung nähergebracht. Sie standen noch immer auf derselben Stelle.
Menschen ohne Gesichter…
Wirklich Menschen? Oder waren es nur geisterhafte Gestalten, die aus irgendwelchen Reichen hervorgekommen waren, um schreckliche Aufgaben zu übernehmen? Dämonische Wesen, weder Mensch noch Geist.
Obwohl die beiden keine Augen hatten, glaubten Suko und Shao, von ihnen angestarrt zu werden.
Dabei sahen sie nicht mal schrecklich oder furchteinflößend aus. Sie hatten menschliche Gestalten, und doch waren sie anders. Möglicherweise verbreiteten sie gerade wegen ihrer Normalität diesen Schrecken, mit dem Shao und Suko nicht zurechtkamen. Sie taten nichts, sie blieben in ihrer Welt und ließen sich nicht herauslocken.
Shao faßte ihren Freund an und flüsterte: »Ich weiß genau, was sie wollen. Ich weiß es…«
»Was denn?«
»Sie wollen uns!«
»Bist du sicher?«
»Nicht ganz, aber ich kann mir vorstellen, daß wir zu ihnen kommen sollen.«
»Das hat schon einmal nicht geklappt.«
»Aber jetzt ist es anders. Ich spüre es genau. Es ist alles anders. Ich würde es versuchen.«
»Das übernehme ich. Schließlich hatte ich schon gehen wollen, als sich die beiden umdrehten.«
»Ja, dann tu es.« Shao nickte und ließ ihren Partner los. »Aber bitte, sei vorsichtig! Komm sofort zurück, wenn du etwas merkst.«
»Keine Sorge, ich kenne mich aus.« Mehr brauchte Suko nicht zu sagen. Er gab sich einen innerlichen Ruck und ging auf die schaurige Szenerie zu.
Die beiden Gesichtslosen erwarteten ihn wie zwei Wächter an der Grenze des Totenreichs. Suko spürte auch, daß es ihm nicht möglich war, eine Kommunikation mit ihnen aufzunehmen, aber er glaubte daran, daß er genau in ihrem Sinne handelte. Warum sonst hätten sie sich umdrehen und sich ihnen zeigen sollen?

Es waren nur wenige Schritte bis zur Mitte des Zimmers, und Suko ließ die Distanz sehr schnell hinter sich. Er rechnete damit, etwas zu spüren, wenn er die Grenze zwischen den beiden Ebenen durchschritt, denn das kannte er vom Hindurchschreiten eines transzendentalen Tores.

Suko überwand die Grenze, ohne daß ihn ein Hauch auch nur im Gesicht streifte.

Aber er hatte seine Realität verlassen, und er blieb zwischen den beiden Wächtern stehen, die sich nicht rührten.

Suko öffnete den Mund. Er war ein Mensch, der mußte atmen, und das versuchte er.

War die Luft anders? Kühler vielleicht?

Es konnte sein, mußte aber nicht. Jedenfalls wollte Suko versuchen, einen über die Sicht hinausgehenden Kontakt mit den Wesen dieser Welt aufzunehmen.

Zuvor aber schaute er zurück.

Er wollte Shao einen Gruß zusenden - und erschrak.

Er sah sie, sie stand noch immer auf demselben Fleck. Aber sie hatte sich verändert. Zumindest für ihn, denn die Umrisse ihres Körpers rieselten auseinander.

Das war seltsam.

Suko überlegte, ob es Sinn hatte, noch weiter in dieser Welt zu bleiben. Er startete einen ersten Versuch. Zuerst hob er seinen Arm an, dann streckte er ihn aus, um mit der inzwischen gespreizten Hand in die gesichtslose Fläche des einen Wärters zu fassen.

Er griff hinein - und hindurch!

Nichts war zu spüren.

Es gab das Gesicht nicht. Es war einfach nicht vorhanden. Es war feinstofflich. Es mußte aus Plasma bestehen, wie auch immer, und Suko zog den Arm wieder zurück.

Genau, da spürte er auch das Kribbeln.

Gefahr!

Sein Gehirn war darauf trainiert, aber den wichtigen und richtigen Zeitpunkt hatte es verpaßt. Für Suko änderte sich alles…

***

Wohl war Shao nicht, als sie ihrem Freund nachschaute, der geradewegs auf das Ziel zuschritt. Sie konnte sich zwar nicht in ihn hineindenken, aber sicherlich verspürte er den gleichen Schauer auf der Haut, wie sie ihn bekommen hatte. Es lag nicht nur allein an Sukos Versuch, das Rätsel zu lösen, es hing auch mit diesem Phänomen zusammen, für das Shao beim besten Willen keine Erklärung fand.

Diese Bild, diese Erscheinung - es war einfach aus der Luft gegriffen,

möglicherweise hatte es sich auch aus einer anderen Welt abgesetzt, jedenfalls kam sie damit nicht zurecht, aber ihr Unbehagen steigerte sich enorm.

Suko jedenfalls geschah nichts. Er überwand die Grenze und blieb tatsächlich in der anderen Welt stehen wie jemand, der einfach dazugehört.

Er tat nichts. Er wartete ab, aber er drehte sich schließlich und schaute zurück.

Shao blickte ihn an. Sie sah ihn sogar sehr deutlich, und sie erkannte jede Hautfalte in seinem Gesicht, die Farbe der Lippen, die dunklen Augen, die Schweißtropfen auf seiner Stirn. Nur wunderte sie sich über Sukos Verhalten, denn er verzog das Gesicht, als er sie anschaute, als würde ihn etwas gewaltig stören.

Damit kam die Chinesin nicht zurecht. Ihre Gedanken liefen weg. Sie suchte nach einer Lösung.

Etwas mußte mit Suko passiert sein. Oder sogar mit ihr.

»Da stimmt was nicht!« flüsterte sie sich selbst zu und sprach auch weiter. Die Worte galten eigentlich Suko, nur war es fraglich, ob er sie überhaupt hörte.

»Komm zurück, bitte! Komm zurück, das ist…«

Er kam nicht. Dafür streckte er seinen Arm aus, und die gespreizte Hand näherte sich einem Gesichtslosen, den Suko unbedingt anfassen wollte. Er schaffte es auch, aber Shao bekam sehr genau mit, daß die Hand nicht richtig zugreifen konnte.

Sie glitt hindurch.

Und dann geschah etwas, mit dem sie nicht gerechnet hatte. Ein Vorgang, der zwar unbegreiflich war, trotzdem nahe lag, denn von einem Augenblick zum anderen war von dem unheimlichen Bild nichts mehr zu sehen. Es verschwand so rasch, als wäre es ausgelöscht worden.

Keine Wächter mehr, kein Grab mehr, auch die schaurige Umgebung war verschwunden.

Und Suko?

Den gab es ebenfalls nicht mehr!

***

Ich hatte die Gaststätte wieder verlassen und war zu den Kollegen der Mordkommission gegangen.

Ihr Chef war leider nicht mein alter Freund Tanner, sondern ein bärtiger Mensch, der trotz der Hitze noch eine helle Schirmmütze trug.

Er kannte mich, wunderte sich auch nicht, sondern fragte nur immer wieder nach der Mordwaffe, als könnte er nicht glauben, daß sie so plötzlich verschwunden war.

Ich wiederholte es mehrmals, und der Kollege, er hieß Gordon Scott, schüttelte den Kopf. »Wenn ich das in den Bericht schreibe, dann halten sie mich für verrückt und versetzen mich in den Streifendienst.«

»Davor brauchen Sie keine Angst zu haben. Superintendent Sir James Powell wird Ihnen die entsprechende Rückendeckung geben, und wenn Sie wollen, ich ebenfalls.«

»Das läßt mich hoffen.«

Ich klopfte ihm auf die Schulter. »Wenn Sie mich brauchen, Sie finden mich beim Wagen.«

»Ist gut.«

Bisher hatte ich Sir James noch nicht informiert. Es war bewußt geschehen, denn ich wollte das Schreckliche erst einmal sacken lassen, um zu klaren Überlegungen zu kommen. Der Fall war rätselhaft, er war schrecklich, er sah zudem unbegreiflich aus, das aber wollte ich nicht akzeptieren.

Es mußte etwas geben, eine Brücke, die ich finden mußte, um den Fall aufklären zu können.

Sir James meldete sich ziemlich brummig und sagte sofort: »Es wird Zeit, daß einer von Ihnen einen Bericht gibt.«

»Dann haben Sie von Suko nichts gehört?«

»Nein.«

»Aber bei mir hat sich etwas getan.« Ich berichtete ihm von der grauenhaften Tat, und selbst ein Mann wie Sir James hielt für einen Moment die Luft an.

»Sie waren Zeuge?« fragte er dann.

»Ja, und ich konnte nicht mal eingreifen, weil es zu schnell ging. Der Schatten oder der Begleiter ist uns eben überlegen, ich meine uns Menschen, da können wir nicht dagegenhalten, Sir, tut mir leid.«

»Das ist natürlich schlecht.«

»Ich bin auch nicht weitergekommen und setze meine Hoffnungen auf Suko.«

»Er hat Shao noch mit dabei.«

»Dann werde ich die beiden wohl dort finden, wo auch alles begonnen hat. Haben Sie mit Suko etwas abgesprochen, Sir?«

»Nein, ich habe ihm nur gewisse Fakten dargelegt, an die er sich halten kann. Er weiß praktisch so viel oder so wenig wie Sie, John, über das, was sich in diesem Anbau abgespielt hat.«

»Verstanden, Sir.«

Meinem Chef hatte der Klang meiner Stimme nicht gefallen, und er fragte vorsichtig: »Sie klingen so deprimiert, John. Was ist geschehen?«

»Ich fühle mich einfach be… scheiden.«

»Machen Sie aus der Niederlage einen Sieg, John, dann sieht die Welt wieder anders aus.«

»Ja, das hoffe ich.«

Ich legte auf und schaute wieder nach draußen auf den Platz. Noch grollte kein Donner in der Ferne, noch spaltete kein Blitz den Himmel, aber die Luft wurde dicker und dicker. Man hätte sie beinahe schon mit einem Messer schneiden können.

Ich hatte das Totenbuch wieder mitgenommen und es abermals auf den Beifahrersitz gelegt.

Zwangsläufig fiel mein Blick wieder darauf, und ich nahm es auch an mich.

Es lag auf dem Schoß.

Ich schlug mit der flachen Hand gegen den Deckel. »Wenn du reden könntest, wäre mir wohler.«

Das Buch schwieg.

Ich schlug es auf.

Der Text war noch vorhanden. Ich kannte ihn ja, las ihn jetzt auch wieder flüchtig und konnte ihm trotzdem nicht zustimmen, denn positive und hoffnungsvolle Anleitungen zum Selbstmord wollte ich beim besten Willen nicht unterstreichen.

Während ich überlegte, blätterte ich die Seiten durch. Mehr als die Hälfte der Seiten war frei. Da hatten einmal Zeichnungen ihren Platz gefunden, jetzt aber waren sie verschwunden, und ich fragte mich, ob der Begleiter daran die Schuld trug.

Er war nach wie vor der große Unbekannte, und ich wußte nur, daß er in irgendeiner Welt lebte, das war alles. Aber er war auch in der Lage, diese Welt zu verlassen und einzutauchen in die unsere.

Weil es für ihn keine Grenzen gab, wurde er eben zu dieser mörderischen Gefahr. Zudem war er jemand, der überhaupt keine Rücksicht kannte, dem ein menschliches Leben nichts, aber auch gar nichts wert war. Das hatte er mir bewiesen.

Ich blätterte noch immer.

Die letzten beschriebenen Seiten lagen vor mir. Danach kam nichts, wie ich wußte, und ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich plötzlich eine Zeichnung sah.

Direkt hinter der letzten beschriebenen Seite.

Ich zwinkerte.

Einbildung?

Nein, eine Zeichnung gab es. Sie sah aus, als wäre sie mit einem dünnen Bleistift gezeichnet worden, aber es waren nicht nur Striche. Ich konnte die Einzelheiten erkennen, sogar innerhalb des schraffierten Hintergrundes, der einen mit alten Grabsteinen bestückten Friedhof darstellte, mehr schon einen Totenacker.

Das Bild strahlte etwas Unheimliches und Schauriges aus. Es war auch so echt. Ein offenes Grab, das beinahe bis zum Rand mit Erde gefüllt war. Ich sah auch zwei Männer in der Nähe des Grabes stehen,

nur hatten diese beiden keine Gesichter.
Im Gegensatz zu dem dritten Mann!
Hammerschläge durchtobten meine Brust, denn so rasant schlug plötzlich mein Herz. Das Blut stieg mir in den Kopf. Ich hatte das Gefühl, einen wahnsinnigen Schwindel zu erleben, aber ich blieb wie angewurzelt auf dem Sitz hocken.
Den dritten Mann auf dem Bild kannte ich.
Es war mein Freund Suko!

ENDE des ersten Teils